Inhaltsverzeichnis

Redaktions- und Anzeigenschluß Nr.60: 7.11.96
Aufuf zum Wiederverkauf
Wir suchen verstärkt WiederverkäuferInnen überall !
Bereits ab 2 Exemplaren geben wir 30% Rabatt.

Mtl. Dauerspenden für die Verbreitung anarchistischen Gedankenguts:
N.H., Nürnberg 25.-; M.R., Frankfurt 25.-; T.S., Detmold 5.-; A.R., Paderborn 10.-; F.-J. M., Dortmund 10.-; V.S., Groß- Umstadt 20.-; U.S., Thedinghausen 15.-; R.G., Anröchte 15.-;
Gesamtstand (September: 125.-)

Titelfoto: R. Maro/Version
Legaler Hanfanbau (ohne THC) in Brandenburg



Jochen Knoblauch (Hg.):

SF-Register

Aufgenommen wurden alle Beiträge von Nr.0-Nr.50, incl. Sondernummern. 10.-DM; auch als DOS-Diskette (Word-Datei) erhältlich.

SF - Alte Nummern

Die **SF-Pakete** für nur 10.-DM zzgl. Portokosten sind weiterhin erhältlich:

Paket 1 (Nr.24-31)
Paket 2 (Nr.32-39)
Paket 3 (Nr.40-48), (ohne Nr. 44)
Paket 4 (Nr.49-54)

Impressum:

Redaktions- & ABOadresse:
Schwarzer Faden, PF 1159
D-71117 Grafenau
Tel. 07033-44273, Fax 07033-45264

Einzelpreis: 8.-DM
ABO (5 Nrn.): 35.-DM
Postgiro Stuttgart: Kto. W. Haug, Ktonr. 57463-703, BLZ 600 100 70

Erscheinungsweise: 5 x jährlich
Auflage: 2500
Herausgeber:
Trotzdem-Verlag/W. Haug, Grafenau
ISSN: 0722-8988, ZIS-Nr. 701
Postzeitungsdienstnr. E 9860 F

Namentlich gekennzeichnete Beiträge stehen unter der Verantwortlichkeit der VerfasserInnen und geben nicht die Meinung des Herausgebers oder des presserechtlich Verantwortlichen wieder.
Verlag, Satz & Vertrieb: Trotzdem-Verlag, Grafenau
Druck & Weiterverarbeitung: Druckcooperative, Karlsruhe

Das **Redaktionskollektiv** entscheidet über Inhalt und Form der Zeitschrift. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht. Der Abdruck erfolgt honorarfrei.
anti-copyright: Nachdruck von Texten ist unter Angabe der Quelle und Zusendung eines Belegexemplars ausdrücklich erwünscht.
Redaktion dieser Ausgabe:
Wolfgang Haug, Andreas Ries, Harald Romacker, Herby Sachs (V.i.S.d.P.), Boris Scharlowski, Dieter Schmidt

Mitarbeit: Der SF versucht eine Mischung aus aktuellen politischen Ereignissen, Internationalismus, Aktualisierung libertärer Theorie, Aufarbeitung freiheitlicher Geschichte und einer Kultur- und Medienkritik von unten. Eingesandte Artikel, Photos, Graphiken etc. sind erwünscht!
Technologie: Wir wünschen uns die Artikel auf 3 1/2-Zoll-Disketten. Am besten im Textverarbeitungsprogramm Word od. Word-Windows auf MAC- oder DOS-Basis.
Auslieferung an den Buchhandel:
BRD: Rotation, Berlin;
Österreich: Buchhandl. Stonehenge, Wien;
Schweiz: Anares, Bern

Anzeigenpreise (zzgl. 15% MWST):

Kleinanzeige:	20.- DM
halbe Spalte (5,4x 13,5cm):	150.- DM
ganze Spalte (5,4x27 cm):	300.- DM
1/4-Seite (8,5x 13 cm):	250.- DM
1/2-A-4-Seite:	450.- DM
1 A-4-Seite:	1000.- DM

Dauerkunden erhalten 30% Rabatt!

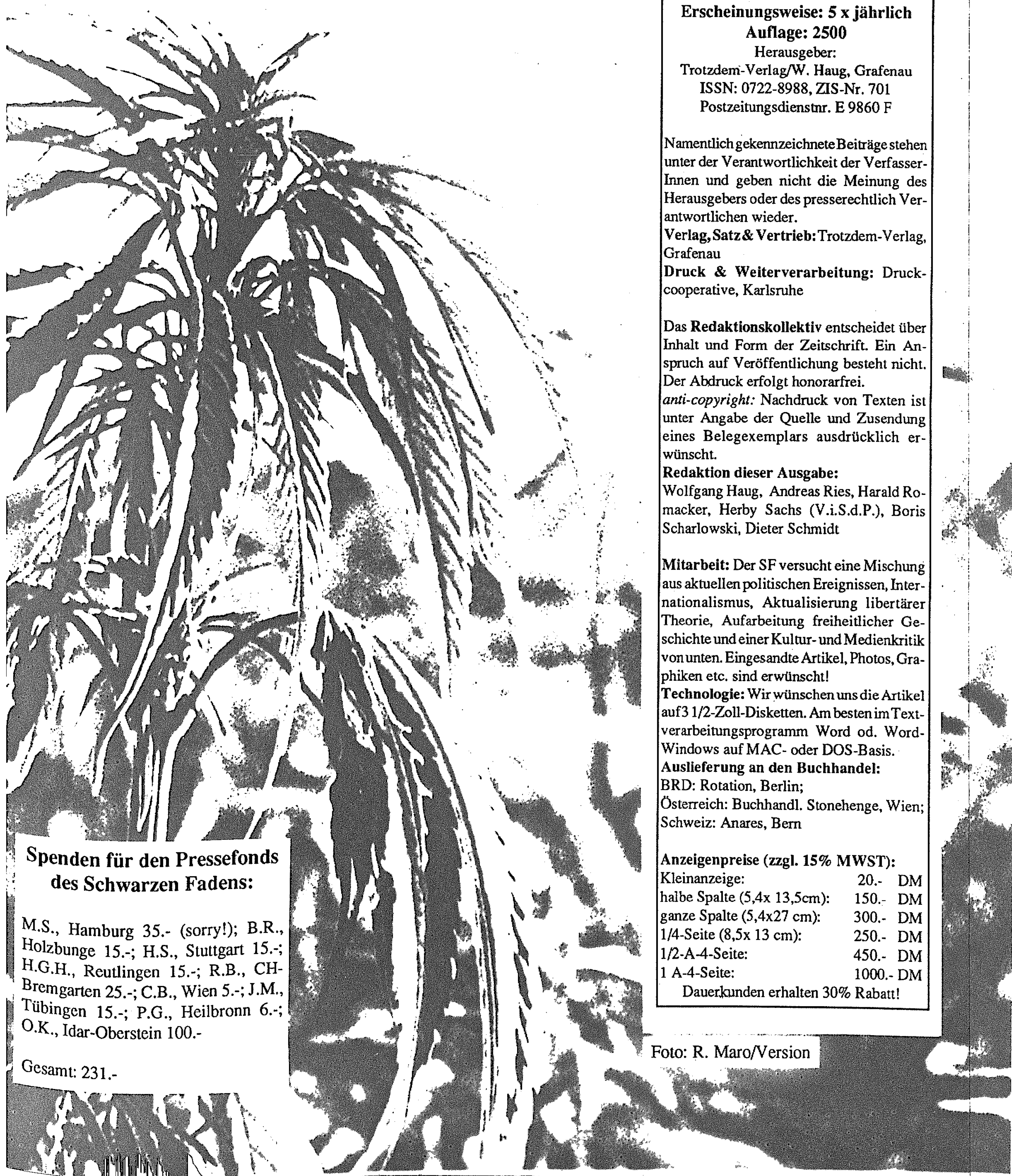


Foto: R. Maro/Version

Spenden für den Pressefonds des Schwarzen Fadens:

M.S., Hamburg 35.- (sorry!); B.R., Holzbunge 15.-; H.S., Stuttgart 15.-; H.G.H., Reutlingen 15.-; R.B., CH-Bremgarten 25.-; C.B., Wien 5.-; J.M., Tübingen 15.-; P.G., Heilbronn 6.-; O.K., Idar-Oberstein 100.-

Gesamt: 231.-

Was hat Belgien mit Barschel und was hat Barschel mit Lübeck zu tun?

Die belgische Bevölkerung, so die bundesdeutschen Medien, erlebt derzeit ihr politisches Trauma.

Personelle Querverbindungen zwischen Politik und Verbrechen, zwischen Kindesmißbrauch und Politikermord, gedeckt und mitausgeführt von Polizisten oder tunesischen Auftragskillern, – gedungen und bezahlt von Ex-Ministern und heutigen Parlamentariern.

Mißbraucht und ermordet wurden Kinder, ermordet auch der Sozialist André Cools als er dabei war Korruption und politische Machenschaften u.a. im Zusammenhang mit dem Augusta-Militärhubschrauber der Öffentlichkeit preiszugeben.

Danach: jahrelanges Schweigen und Vertuschen. Die Assoziation der Verstrickung von Politik und Mafia, sprich "Geldmachen um jeden Preis" zerstört das Selbstbildnis einer Bevölkerung, die sich in einem Staat wähnte, den sie demokratisch legitimiert und kontrolliert und der so garnichts mit den sogenannten "Bananenrepubliken" zu tun haben konnte.

Wielange hat es gedauert, bis zumindest die Möglichkeit des Mordes an Uwe Barschel eingeräumt wurde? Und gaben nicht illegale Waffengeschäfte Anlaß zur Spekulation?

Wielange werden wir noch darauf warten müssen, bis deutlich wird, in welche dubiosen Geschäfte Barschel wirklich verstrickt war, warum sein Tod notwendig war und welche Verbindungen zwischen Politik und Verbrechen er hätte (gewollt oder ungewollt) verraten können?

Interessanterweise hat nun ausgerechnet der Chef der Lübecker Staatsanwaltschaft Heinrich Wille, seines Zeichens "Ermittler" im Fall Barschel, seinen kritisierten Kollegen, die die Lübecker Brandnacht "bearbeiten", Rückendeckung verschafft. In den Lübecker Nachrichten vom 26.Juli nahm er ausgiebig, aber verdächtig unkonkret Stellung zur Kritik um die Ermittlungen. Der Staatsanwaltschaft seien keine Ermittlungsfehler unterlaufen. Warum ist dann aber die Bodenplatte, an der das Feuer ausgebrochen sein soll, auf den Müll geworfen worden? Warum wurden die vier tatverdächtigen Nazis erst Monate nach dem Brandanschlag zu ihren Versengungen befragt? Und weshalb sind die Widersprüche, in die sie sich inzwischen verwickelten, unerheblich? An was starb der Hausbewohner Sylvio A., nachdem deutlich wurde, daß er nicht an Rauchgas erstickt ist?

Kritik wird abgewiesen. Andererseits konzentrieren sich die Ermittlungen nach wie vor einseitig auf den Mitbetroffenen Safwan Eid, und es hat auch nicht lange auf sich warten lassen, daß das Lübecker Bündnis gegen Rassismus für seine kritische Öffenlichkeitsarbeit gegen einen der ermittelnden Staatsanwälte strafrechtlich verfolgt wurde. In dieses Bild paßt, daß auch die in den neuen Bundesländern meistens völlig überlastete Polizei, die 200 Demonstranten in Grevesmühlen mit 700 Beamten sofort einkesselte.

An der Wahrheit über die Nacht, in der 10 Menschen starben, scheint es jedenfalls kein politisches Interesse zu geben. Stattdessen wird die Abschiebung der Überlebenden betrieben.

wh

Foto: S. Adorf/Version



Macht und Herrschaft Teil III

...aus dem Inneren des Sparpakets



von Michael Wilk

Für die Bedingungen emanzipativer Prozesse und den sozial-ökonomischen Boden auf dem sie sich entwickeln, ist das Verhältnis der Menschen zu Obrigkeit und Staat von erheblicher Bedeutung. Die momentanen sozial-ökonomischen Verschärfungen treffen die Menschen in einer Phase der (Noch?) Anbindung ans System, basierend auf einer Ebene grundsätzlicher Identifizierung, die zwar immer wieder durch bestimmte gesellschaftliche Phänomene und Ereignisse irritiert, aber doch selten grundsätzlich in Frage gestellt wurde. Es bedarf unter diesem Aspekt genauer Beobachtung und Analyse, wie weit ein Umbau der Gesellschaft und des Staates unter Ausnutzung alter (?) Einbindungsmechanismen reicht, und in wie weit dadurch neue Qualitäten im Verhältnis Mensch, Staat und Gesellschaft entstehen. Ein Wandel staatlicher Wirkmechanismen - gemeint ist hier speziell die Rolle als Versorgungsstaat mit ökonomisch/sozialer Garantenstellung, brächte veränderte Rahmenbedingungen emanzipativer Prozesse und ein verändertes Mensch /Staat - Verhältnis mit sich.

Ein Einstieg....

"Deutsche Bank AG, Frankfurt. Auch die Deutsche Bank hat in den ersten sechs Monaten dieses Jahres mehr verdient als in der gleichen Zeit des Vorjahres. Der Gewinn vor Steu-ern stieg im Konzern um gut 24 Prozent auf 2,246 Milliarden DM, der 152 Millionen DM oder knapp 15 Prozent h^her ist als im ersten Halbjahr 1995." (FAZ 27.7. 96)

Die Aktionäre der D-Bank können sich glücklich schätzen, dürfte sich doch der positive Trend noch verstärken, sollte das Sparpaket der Bundesregierung (nach geringfügigen Änderungen) Wirklichkeit werden. Zu gleicher Zeit steigen Arbeitslosenzahlen auf Höchstniveau (ca. 4 Millionen offiziell, 6 Millionen seien arbeitssuchend). Massenarbeitslosigkeit, als Ergebnis stetig vorangetriebener Rationalisierungsprozesse, neuer Fertigungstechniken und der Verlagerung von Produktionsstätten ins Ausland, wird als Druckmittel zur Durchsetzung weitreichender staatlicher Deregulierungsmaßnahmen eingesetzt.

Vordergründig basierend auf dem Argument die leeren Bonner (Sozial) Kassen entlasten zu müssen, verschaffen die geplanten Änderungen im Bereich Arbeitsrecht, Rentenversicherung und Krankenversicherung der Kapital/Arbeitge-

berseite ein erhebliches Plus und belasten auf der anderen Seite Arbeitnehmer und Sozialleistungsbezieher im Milliardenrahmen (ca.3,6 pro Anno).

Zu betonen ist, daß es sich bei dem sogenannten "Bonner Sparpaket" nur um den Einstieg in einen seit geraumer Zeit geplanten und massenmedial vorbereiteten Destabilisierungsprozess handelt, der unter dem Motto "Standortsicherung Deutschland" weitreichende Eingriffe in die bisherige Tarif und Sozialpolitik der BRD beinhaltet.

Die z.Z. in den Bonner Gremien in Abwicklung befindlichen Inhalte sind relativ kurzfristige und im Rahmen gesetzlicher Regelungen liegende Möglichkeiten, auf die sozialpolitischen/ökonomischen Gegebenheiten Einfluß nehmen zu können. Im Gegensatz zu direkten Lohnsenkungen, dem natürlichsten Instrument der Profitmaximierung, unterliegen die genannten Pläne der Regierung nicht der Tarifautonomie, sind jedoch nichtsdestotrotz, nicht nur probates Mittel zur Senkung der Lohnnebenkosten (z.B. Einsparungen der gesetzlichen Krankenversicherungen, die durch erhöhte Eigenanteile der Versicherten ausgeglichen werden), sondern ebenso ein direkter Schritt in Richtung eines "Hire and Fire" Arbeitsverhältnisses (kein Kündigungsschutz mehr in Betrieben bis zu 10 Beschäftigten). Rund einem Drittel aller Beschäftigten wird damit der Kündigungsschutz entzogen. "Endgarantierung der Arbeit" als Gesamtkonzept, wird so an diesem Punkt, durch eine gesetzliche Maßnahme umgesetzt.

Eine der einschneidensten Maßnahmen im Rahmen des Sparpakets betrifft die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall: *"Dem/der DurchschnittsverdienerIn im Westen mit rund 4300 DM Bruttoeinkommen könnten künftig alleine bei der Lohnfortzahlung in den ersten sechs Wochen zusammen rund 1200 Mark gestrichen werden. Beim Urlaubs- und Weihnachtsgeld entgingen ihm/ihr zudem pro Krankheitstag mehr als 50 Mark; bei sechswöchiger Krankheit kommen da schnell über 1600 Mark zusammen." (J.Steffen,Referent b.d. Arbeiterkammer Bremen)*

Die geplante Entgeldfortzahlung von 100 auf 80 % entlastet die Arbeitgeber um ca. 1,9 Milliarden DM/Jahr. Auch die anschließenden Leistungen der Krankenkassen sollen von 80 auf 70 % Krankengeld zusammengestrichen werden. Die Palette der Maßnahmen ist breit angelegt, sie reicht von der Anhebung der Altersgrenze auf 65 Jahre (wenn also eine Frau wie bisher mit 60 in Rente gehen will, muß sie dauerhafte Abschläge von bis zu 18 % in Kauf nehmen, westliche Standartrente z.Z. ca. 2080 DM- entspr. 375 DM weniger !), über Kürzung der Dauer der Kuren (und höhere Eigenbeteiligung, 12 auf 25 DM/Tag), über die Beseitigung des Rechtsanspruchs auf Rehabilitationsmaßnahmen (Berufsfördernde Maßnahmen werden zur reinen "Kann-Leistung"),bis hin zur höheren Zuzahlung von Arzneien.

Die ebenso geplante Einschränkung von Berufs- und Erwerbsunfähigkeitsrente zeigen deutlich wohin der Trend geht; in Zusammenhang mit der Reduzierung von Reha-Möglichkeiten treffen die Sparpläne an diesem Punkt einmal mehr die ohnehin benachteiligte Gruppe der Behinderten, die fürderhin auf wesentlich direkterem Wege in die Arbeitslosen- und/oder Sozialhilfe abgeschoben werden. Und auch da sind einschneidende Kürzungen in Vorbereitung, bis zum Jahr 2000 sollen insgesamt 19,3 Milliarden Mark bei ABM, Fortbildung und Umschulung eingespart werden, z.B. der Abbau beschäftigungsfördernder Maßnahmen in den "neuen Bundesländern", die nach Schätzungen (J.Steffen) rund 200000 neue Arbeitslose zur Folge haben werden.

Eine immer wieder in die Diskussion gebrachte Kürzung der Sozialhilfe täte ein Übriges, um ganz im Sinne des sogenannten Abstandsgebots, Arbeitslosigkeit oder die Notwendigkeit auf Sozialhilfe angewiesen sein zu müssen, als eine Drohung erscheinen zu lassen, dauerhaft auf ein wesentlich niedrigeres materiell und soziales Niveau herabgestuft zu werden.

"Wenn im Arsch der Unternehmer kein Platz mehr ist, gehen die Gewerkschaften auf die Straße"(ein ÖTV Mitglied anläßlich der Bonner Demo v. 15.6.96)

"Opposition" und vor allem die Gewerkschaftsführung hatten mit dem "Bündnis für Arbeit" nicht nur auf die alte und überholte Sozialpartnerschaftliche Schiene gesetzt und unter dem proklamierten Ziel die Arbeitslosenzahl halbieren zu wollen "leider übersehen", daß die Kapitalseite an einer Reduzierung der Massenarbeitslosigkeit in der momentanen ökonomischen Situation postfordistischen Umbaus keinerlei Interesse hat. Durch das beschworene Bündnis wurde nicht nur auf ein überholtes Weltbild gebaut, sondern im gleichen Zug demobilisierend mit denen kooperiert, die Monate später die soziale Demontage mit dem "Programm für mehr Wachstum und Beschäftigung" vom 25. April und dessen Gesetzentwürfe vorantrieben. Die vordergründig aufgeregte Behauptung der Gewerkschaftsführung Kapital und Kabinett seien mit diesem Programm aus dem Bündnis ausgestiegen, trifft höchstens an den Punkten Lohnfortzahlung und Kündigungsschutz zu. Was die (im Bündnis) ebenfalls beabsichtigte Senkung der als zu hoch befundenen Staatsquote (Steuern und Beiträge, sowie Gesamtsozialversicherungsbeitrag) anbelangt, mußte davon ausgegangen werden, daß die Senkung der Sozialabgaben kaum durch Steuern, sondern nur durch Abbau der Sozialleistungen umgesetzt werden sollte. Gewerkschaften machten sich somit quasi zum Geburtshelfer der Sozialkürzungen. Öffentliches Lamento als Auftakt für die notwendig gewordene Protestdemonstration in Bonn im Juni (der DGB sattelte sich auf eine vom "Bündnis gegen Sozialabbau" initiierte Demo auf) glichen in diesem Kontext dem Motto "haltet den Dieb". Die 350.000 Menschen in Bonn (meine Wenigkeit inklusive) für die die Demonstration

nicht zuletzt als Ventil des Unmuts angeboten wurde, bekamen vor allem heiße Luft zu hören. Was auch sonst: Noch am 23.5. mobilisierte der DGB unter der Parole *"In Deutschland sind vier Millionen Menschen arbeitslos. Sechs Millionen suchen einen Arbeitsplatz. Darum brauchen wir ein Bündnis für Arbeit." (Intern. Info für die Demo, DGB)*

Diese Mär vom *"gemeinsamen Boot in dem wir alle sitzen"*, pflegt noch immer die Ideologie der Gewerkschaften aus der besseren Zeit eines fordistischen Akkumulationsregimes, jener sagenhaften Zeit, in der Produktivitätsfortschritte und ökonomisches Wachstum eine Steigerung der Lohneinkommen zur Folge hatten, und damit die Grundlage eines Massenkonsums schufen. Der Glaube an einen *"immerwährenden Fortschritt und Wachstum"* mit dem Gesicht eines humanen Kapitalismus und einem keynesianischem Staatsmodell, das nicht nur konjunkturstützend -sondern auch sozialabfedernd eingreift, verklärt den Blick auf eine sich im massiven Umbruch befindliche sozial/ökonomische Realität.

Das "gemeinsame Boot"- gleicht zunehmend einer Galeere auf deren Oberdeck es sich die dort Sonnenden bequem machen, während im Unterdeck andere das Boot am laufen halten.

Ende Juli spricht der designierte Arbeitgeberpräsident Hundt offen und desillusionierend (für die die noch welche hatten) aus um was es geht und wie wenig sich die Kapitalseite vom Massenprotest beeindruckt zeigt: *"Eine Stunde mehr Arbeit pro Tag sei zumutbar. Wer Löhne nicht senken wolle, müsse die Arbeitszeit erhöhen. Andernfalls gingen noch mehr Arbeitsplätze verloren. Für Auszubildende forderte er, die Arbeitszeit zu verlängern und die Vergütung zu senken. Dadurch könnten die Ausbildungszeiten verkürzt und die Betriebe entlastet werden. Das Sparpaket der Bundesregierung müsse so schnell wie möglich umgesetzt werden, reiche aber nicht aus. «Nichtleistung» müsse niedriger entlohnt werden." (Reuter,26.7.96)*

Während Kapitaleigner unverblümt das Paradox Arbeitsplätze durch Mehrarbeit als Drohung einsetzen und damit auch noch Erfolg haben, sollen sich die GewerkschaftlerInnen der glorreichen alten Zeiten erinnern: *"1956/57 mußten Metallerinnen und Metaller für vertragliche Regelungen streiken. Der Streik dauerte über das Weihnachtsfest 1956 bis in das Jahr 1957 hinein. 114 Tage lang streikten die Metaller in Schleswig-Holstein. 16 Wochen dauerte dieser Arbeitskampf für die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall für gewerbliche Arbeitnehmer und war damit der längste Streik, den die IG Metall bisher geführt hat. Am 13. Februar wurde der Streik erfolgreich beendet. Die zentrale Frage der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall wurde tarifiert. 1969 wurde das Lohnfortzahlungsgesetz verabschiedet und trat zum 1. Januar 1970 in Kraft." (Für Arbeit und soziale Gerechtigkeit, DGB 96)*

Die Reminiszenz an die Vergangenheit soll Mut machen. Erinnert wird an eine Zeit erfolgreicher gewerkschaftlicher Aktivität, bei der sogar das Mittel eines breiten und lang andauernden Streiks positiv geschildert wird, aber eben nur solange es in einem historischen Zusammenhang erscheint. Die gegenwärtige Situation stellt sich anders dar. Die mangelnde Konfliktbereitschaft ergibt sich nicht nur aus der bremsenden Position der Gewerkschaftsführung, sondern ebenso aus der mangelhaften Bereitschaft der sogenannten Basis aktiv für weitergehende Maßnahmen einzutreten. Das angesichts der massiven und einschneidenden Maßnahmen erstaunlich reaktionsträge und phantasielose Verhalten der meisten GewerschaftlerInnen entspricht erst mal dem der allermeisten, nicht gewerkschaftlich organisierten, aber ebenso betroffenen Menschen. Eine besondere Motivation, ausgehend vom Besitz des Gewerkschaftsbuchs ist nicht zu erwarten. Ein Gewerkschaftsapparat der seine Mitglieder mehr oder weniger verwaltet und sozialpartnerschaftlich über Jahrzehnte an Unternehmerinteressen anband, ist offensichtlich unfähig, auf die veränderten Bedingungen eines Marktes zu reagieren, der zunehmend nicht mehr auf einen (gewerkschaftlichen) Mittler zwischen Kapital und Arbeit angewiesen ist. Die Rolle eine solchen Katalysators, die festgelegt ist auf die Erfüllung von Spielregeln eines So-



Foto: Jürgen Lichtenberger

zialstaats (z.B. die Einhaltung des Betriebsverfassungsgesetzes und das Verbot "politischen" Streiks) verträgt sich schlecht mit der steigenden Erfordernis eindeutiger und kämpferischer Parteinahme gegen zunehmende neoliberale Tendenzen und entgarantierte Arbeitsbedingungen.

Im exemplarischen Zeitraum eines "keynsianischen Staatsmodells", -dem Deutschland der Nachkriegszeit (und dem damit verbundenen Herrschaftskonzepts)-, waren Wachstum und Wohlstand zu fix aneinander gekoppelten Größen erklärt worden; unter den Bedingungen steigender Prosperität war es möglich (wenn auch unter harten Kämpfen) gewerkschaftliche Forderungen durchzusetzen, die sich wiederum sowohl konsumfördernd und auch als gesellschaftsstabilisierend erwiesen. Gewerkschaften wurden somit zu einem der wesentlichsten Faktoren sozio-ökonomischer Steuerung innerhalb dieser kapitalistischen Gesellschaft. *"Mit dem Fordismus begann auch die Ära der im weitesten Sinne «sozialdemokratisch» orientierten Reformparteien, die*

es sich zum Ziel setzten, mittels einer systematischen Wachstums-, Konjunktur- und Sozialpolitik eine allmähliche Verbesserung der Lebensverhältnisse breiter Schichten und damit eine strukturelle Milderung kapitalistischer Risiken, Abhängigkeiten und Ungleichheiten durchzusetzen." (Hirsch 1995,Der nationale Wettbewerbsstaat). Die Etablierung, der vor allem sozialdemokratischen Vertreter(innen) der "Arbeit" auf gewerkschaftlicher -und auf der Ebene der Parteien, trug so nicht nur zum Ende einer "klassenbewußten Orientierung" bei, sondern wurde damit zum bezeichnenden Element eines reformierbaren und nach demokratischen Spielregeln funktionierenden Gesellschaftsmodels. *"Die fordistische Regulationsweise beruhte entscheidend auf der Existenz von umfassenden gesellschaftlichen Großorganisationen, einem in weite gesellschaftliche Bereiche intervenierenden Staat, bürokratischen Massenparteien, Gewerkschaften, Unternehmer-, Bauern-, Ärzte- und sonstigen Interessenverbänden, die den Anspruch erhoben, die kapitalistischen Marktprozesse ebenso wie die gesellschaftlichen Strukturen und Entwicklungen durch zentralisierte Verhandlungssysteme politisch zu steuern. Die Legitimation dieses politischen Systems beruhte wesentlich auf seiner Fähigkeit, auf der Grundlage eines beständigen wirtschaftlichen Wachstums materielle Verteilungspolitiken zugunsten fast aller gesellschaftlicher Schichten zu betreiben. (...) Charakteristisch für sie ist ein hoher Grad an zentralisierter Normierung und Steuerung, eine fortschreitende «Durchstaatlichung» vieler Lebensbereiche und ein erhebliches Maß an bürokratischer, partei- und verbandsmäßiger Kontrolle der Lebensweisen, des politischem Verhaltens, der Interessenartikulation und der Interessendurchsetzung." (ebenda)*

Der wechselseitige Prozeß sozialer Auseinandersetzung und politischer scheinbarer Verschmelzung "ehemals" antagonistisch gegenüberstehender Klassenfeinde zu Sozialpartnern, wurde zudem ideologisch verbrämt, und zum erstrebenswerten Ziel aller gesellschaftlich tragenden Fraktionen erklärt. Die autonom (!) als Arbeitgeberverband und Gewerkschaft agierenden Tarifparteien regelten fürderhin nicht nur das Einkommensniveau der abhängig Beschäftigten, sondern sie bildeten die Basis für die Vorstellung einer gemeinsamen Interessenslage, die das Wort vom Klassengegensatz (besonders wichtig in der Zeit des "kalten Krieges" und der Systemauseinandersetzunge) zum Bestandteil einer scheinbar überwundenen, "frühkapitalistischen" Zeit werden lassen sollte.

Die Aufgabe des Staates innerhalb eines "keynesianischen Regulationsprinzips" ist es sozial abfedernd zu agieren und ökonomisch steuernd einzugreifen, die "soziale Marktwirtschaft" mit dem Anspruch eines Wohlstands für alle staatlich institutionell abzusichern.

Der Staat tritt als Garant einer Ordnung auf, die scheinbar all denjenigen die in seiner Einflußzone leben Vorteile bringt; -steigende Konsummöglichkeit etablieren sich als Befindlichkeitsparameter ebenso wie ein Verständnis vom fürsorglichen (Wohlfahrts)Staat, der im Zweifel für alles sorgt. Das Bild vom Staat, der nicht gegen die Masse seiner Bürger agiert und die Interessen weniger vertritt, sondern eines neuen (modernen) Staats der demokratisch reformierbar erscheint und die Bedürfnisse aller in sich zu vereinen scheint, setzt sich in den Köpfen fest. Der keynesianische Staat schafft die ökonomisch-soziale Grundlage dafür, daß fürderhin mehr und mehr das Streben nach positiver gesellschaftlicher Veränderung an die Vorstellung von der Notwendigkeit der Einhaltung demokratisch/staatlicher Spielregeln gebunden wurde.

Die Erfahrung eines relativen Wohlstands, vor allem in Zentraleuropa sozialdemokratisch "erkämpft" und staatlich gegen Außen (sowohl konjunkturell als gebietshoheitlich) abgesichert, wirkt sowohl systemstabilisierend als auch antiemanzipativ in dem Mafle, in dem Staat, Parteien, Unternehmerverbände zwangsläufig als Partner internalisiert werden.

Der "Strang an dem alle gemeinsam den Karren aus dem Dreck ziehen sollen" - legt sich gleichsam um den Hals all derjenigen, die sich auf dem Hintergrund sozialökonomischer Verschärfungen eigentlich wehren sollten.

Die komplexen Ursachen einer seit den siebziger Jahren verminderten Kapitalakkumulation und einem Rückgang der Profitrate, führten zu einem, wenn auch nach Ländern und Sozialstruktur sehr unterschiedlichen Einbruch im System sozialstaatlicher Garantien. Das unter dem Aspekt der Herrschaftssicherung hervorragend bewährte Modell der keynsianischen Gesellschaftsorganisation gerät in die ökonomische Krise, zumal die zur Finanzierung staatlicher Subventionsprogramme nötigen Volumina zusätzlich die sich verknappenden Budgets belasten. Die seit dem Ende der siebziger begonnene, und über die achtziger Jahre intensivierte Strategie kapitalistischer Deregulierung erlangte mit dem der Zusammenbruch staats-sozialistischer Regime des Ostblocks einen weiteren Radikalisierungsschub. Nicht nur der Wegfall der Systemkonkurenz im ideologischen Sinne sondern vor allem auch der gigantische freiwerdende Absatzmarkt und das riesige Angebot an potentiell zur Verfügung stehender billiger Arbeitskraft beschleunigten den Einsatz neoliberaler Interventionen des Kapitals. Die auch in der BRD seit den siebziger Jahren steigende Massenarbeitslosigkeit, steht als Indikator für eine sich permanent verschlechternde Situation auf dem Arbeitsmarkt, verbunden mit einem schleichenden Verlust jener, in der Hochphase sozialstaatlichen Funktionierens erkämpfter Absicherungen. Noch über die achtziger Jahre hinweg (also zu einer Zeit,zu der sich z.B. in England schon der Thatcherism austobte) gelang es dem sozialökonomischen System der BRD mit einem auf hohen Niveau funktionierenden Wohlfahrtsstaat die steigende Zahl der Arbeitslosen mittels staatlicher Maßnahmen wie ABM und Förderprogrammen zu teilkaschieren. Die gewerkschaftliche Strategie -Arbeitszeitverkürzung gegen Arbeitslosigkeit- erfolgte voll innerhalb der Logik sozialpartnerschaftlicher Denkart. Die in weitestgehend durchgesetzte 38,5 Stundenwoche kann in diesem Sinne als letztes Zugeständnis der Arbeitgeberseite gewertet werden, die jedoch zunehmend arbeitsintensive Fertigungsprozesse ins Ausland verlagerte und im Inlandsbereich durch intensivierte und rationalisierte Produktion kompensierte, ohne nennenswerte Mengen an Arbeitsplätzen zu schaffen. Der endgültige Einbruch des Arbeitsmarktes und die Gelegenheit zu weitreichenden Deregulierungsmaßnahmen erfolgte durch den Anschluß der DDR, wo durch die Schließung und Privatisierung ehemals staatlicher Betriebe nicht nur schlagartig ein hohes Potential an Arbeitskräften freigesetzt wurde, sondern ebenso die enorme Belastung der öffentlichen Kassen dazu beiträgt, Argumentationshilfe staatlicher sozialer Sparmaßnahmen

zu sein. War die Übernahme der DDR und die Privatisierung ihrer Wirtschaft nach außen hin unter der Prämisse erfolgt eine möglichst schnelle Anpassung der Löhne und Gehälter an Westniveau zu erreichen, so wird nicht nur dieser Anpassungsprozess ständig prolongiert, sondern gleichzeitig das staatliche "Abfederungsprogramm" für Arbeitslose und/oder auf Sozialhilfe angewiesene massiv ausgedünnt.

Vorhaben, die den Druck auf den Arbeitsmarkt deutlich erhöhen sind in Planung: *"Würden sämtliche Fördermaßnahmen -ABM, Fortbildung, Umschulung und die Teilförderung über Lohnkostenzuschüsse- auf einen Schlag eingestellt (die Regierung plant bis zum Jahre 2000), würde die Arbeitslosenquote (allein) in Sachsen von 15,2 auf etwa 22 Prozent steigen; würden nur ABM gestrichen, wären es gut 18 Prozent." (FAZ)* Der auf die Einkommen umgelegte Solidaritätsbeitrag und die zunehmende Bereitschaft vieler "unter Preis" zu arbeiten, fördern zusätzlich die Entsolidarisierung der (noch) Beschäftigten.

Wir erleben eine Zeit des Umbruchs, die gewohnte sozial-ökonomische Struktur eines keynesianischen Systems befindet sich im Umbau, der dazugehörige Staat, der integrativ stützend und abfedernd die Härten kapitalistischer Realität mildert, wird in weiten Bereichen zum aktiven Wegbereiter in der Durchsetzung neuer Konzepte.

Es wäre ein jedoch Fehler vom endgültigen Ende der Versorgungsgesellschaft und des "Wohlfahrtsstaats" keynesianischen Musters zu sprechen. Die Tendenz auf eine ausgedünnte Sozialfürsorge zurückzuweichen ist eindeutig und klar erkennbar, findet jedoch in unterschiedlicher Ausprägung, abhängig vom Hintergrund der jeweiligen gewachsenen sozial-ökonomischen Struktur statt.

Die USA, wo das Gesetz der Fürsorgereform von Präsident Clinton jüngst gebilligt wurde, übertreffen die Maßnahmen der BRD bei weitem, wobei das Ausgangslevel der sozialen Versorgung im Vergleich zur bundesrepublikanischen bekanntermaßen weitaus niedriger anzusetzen ist. *"Das Gesetz, das von seinen zahlreichen Gegnern in der demokratischen Partei, den Kirchen und Sozialorganisationen als «unverantwortlicher Akt der Grausamkeit gegen die Armen» bezeichnet wird, überantwortet die Fürsorge für die Armen den Bundesstaaten. Gleichzeitig schreibt der Bund allerdings vor, daß die Fürsorgezahlungen auf höchstens 5 Jahre begrenzt werden und daß jeder Fürsorgeempfänger nach zwei Jahren eine Arbeit annehmen muß. Die Nahrungsmittelhilfen werden deutlich gekürzt. Ohne staatliche Unterstützung müssen zukünftig auch die legalen Einwanderer auskommen, die bisher Sozialhilfe und staatlichen Krankenversicherungsschutz in Anspruch nehmen konnten. Aus der Bundeskasse werden den Staaten ab dem nächsten Haushaltsjahr nur noch stark gekürzte Pauschalbeträge zur beliebigen Verwendung überwiesen. Während der nächsten fünf Jahre sollen diese Veränderungen den Bundeshaushalt um 56 Milliarden Dollar entlasten. Wissenschaftliche Institute und Kenner der Fürsorgeproblematik warnen, daß die Reform mehr als eine Million amerikanische Kinder der Armut*

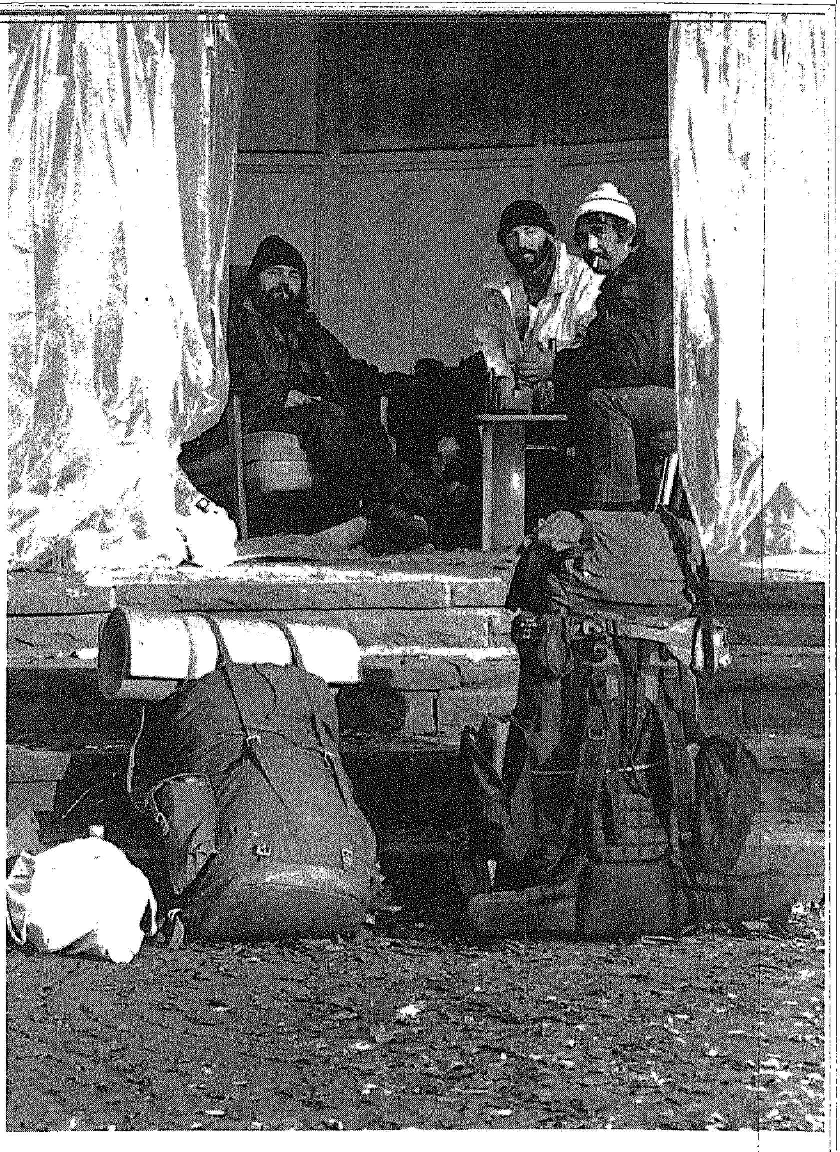


Foto: Herby Sachs/Version

preisgeben und in den amerikanischen Städten eine Sozialkrise ungeahnten Ausmaßes auslösen werde." (FAZ,2.8.96) Die neoliberalistisch beeinflußte Politik der USA, die einerseits den Rückzug des Staates aus dem sozialen Fürsorgebereich durchexerziert und andererseits die Schaffung einer Klasse von "working poor" gewollt in Kauf nimmt um die Ökonomie zu beleben, steht exemplarisch für die "scharfe" Variante im Versuch sozialstaatliche und integrative Modelle kapitalistischen Funktionierens, durch Formen enthemmter Ausbeutung und sozialer Entgarantierung zu ersetzen. Es ist jedoch fraglich, ob sich neoliberale Modelle auf Dauer, ausser in ökonomischen Einzelsektoren, denen niedrigst-schwellige Entlohnung sowie "hire and fire" Verhältnisse mittelfristige Marktvorteile verschaffen, auszahlen. Eine Vergleichsbilanzierung der verschiedenen neoliberalen Modelle der letzten Jahre gegenüber eher sozialstaatlich verfaßter Ökonomie ist aufgrund der Verschiedenartigkeit der Akkumulationssysteme außerordentlich schwierig. Schon die unterschiedlichen Ausgangsverhältnisse diverser Ökonomien im Bezug auf die diktatorischen Bedingungen von Weltbank und Internationalem Währungsfond (so z.B. das "Chikago Boy Modell Chiles") lassen eine quantitativ vergleichende Beurteilung (z.b. mit dem britischen Thatscherism) kaum zu, obwohl sich abzuzeichnen scheint, daß sich zwar im Bin-

nenverhältnis eine Umverteilung zugunsten der Besitzenden, jedoch im Außenverhältnis, kaum jener erhoffte ökonomische Schub bewirken ließ. Im Gegensatz zu einem, von neoliberalen Puristen geforderten "minimal state", der sich enthaltsam in Bezug auf die Steuerung ökonomischer Prozesse verhält, sieht die staatliche Strategie (u.a. deshalb) realiter anders aus : Der Staat greift sehr wohl ein, er spielt auf der Bühne der Umstrukturierung mit die wichtigste Rolle, er wird zum Transporteur der Deregulation, er schafft die Verknüpfung zwischen den Bedingungen der Produktion und Reproduktion, sowie er maßgeblich Sektoren der Bildung, "Gesundheit" und Kultur zu beeinflussen in der Lage ist. Globalisierte Ökonomie, verschärfte Konkurrenz der kapitalistischen Zentren, die Herausbildung der Handelszonen Nordamerika, Europa und Südostasien bewirken so weniger einen Rückzug des Staates aus Gesellschaft und Ökonomie (wie es neoliberalistische Theorie eigentlich vorsieht), als einen spezifisch anderen Umgang mit ihr.

Die als durchgängiges Element momentaner Politik erkennbare Ausdünnung staatlich -sozialer Garantenstellung, folgt der Dynamik einer auf internationale Marktverhältnisse basierenden Ökonomie, die zu reagieren gezwungen ist, sollten sich die Ausbeutungsbedingungen in anderen ökonomischen Zentren so verbessern, daß die Attraktivität des "eigenen" Standortes gefährdet erscheint.Trotz der Internationalisierung der Wirtschaft sind die Verwertungsbedingungen nicht unabhängig von den jeweiligen (national) staatlichen Gegebenheiten, wie auch staatliche Steuer- und Finanzpolitik niemals unabhängig von Weltmarktentwicklungen zu sehen ist.

Es gibt auf diesen Aspekt bezogen unterschiedlich stark ausgeprägte neoliberale Tendenzen, -aber keine durchgängige neoliberale Strategie, die weltweit, im Sinne eines Automatismusses alle Systeme gleichermaßen trifft. *"Die Behauptung, Regierungen hätten in entscheidenden Fragen der Wirtschafts,- Sozial- und Umweltpolitik angesichts der kapitalistischen Globalisierung überhaupt keine Spielräume mehr, konstruiert einen «Sachzwang Welttnarkt», der zumindest in dieser Schärfe nicht vorhanden ist. Wie gezeigt, ist das Kapital, was die Wahl seiner «Standorte» angeht, keinesfalls unbeschränkt flexibel. Der Akkumulationsprozeß bedarf auch im globalen Maßstab einer lokalen, regionalen und nationalstaatlichen politisch-sozialen Einbettung, d.h. einer Krisen- und konfliktvermeidenden Regulation, politisch kalkulierbarer Verhältnisse, komplexen infrastruktureller Vorbedingungen, administrativer Organisationspotentiale und der -wenn auch unterschiedlich- qualifizierten und motivierten ArbeiterInnenschaft" (Hirsch).*

Die eingangs beschriebenen Sparmaßnahmen der Bundesregierung stellen somit zwar einen Schritt in Richtung einer staatlich forcierten Destabilisierung dar, sollten jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß staatliche Versorgung nach wie vor bestimmende Maxime staatlicher Politik ist. Wenn auch in reduzierter Form, bleibt sie im internationalen Vergleich auf relativ hohem Niveau bestehen. Weit davon entfernt damit etwas beschönigen zu wollen (die Maßnahmen sind f,r viele die blanke Katastrophe), erfordert die nüchterne Betrachtung der von der Regierung projektierten Schritte, die Bezeichnung als das was sie sind: Eine massive Ausdünnung der sozialen und gesundheitlichen Absicherung; inwieweit sie jedoch ein reales Ende des Versorgungsstaats darstellen, ist von weiteren Faktoren abhängig, die neben ˆkonomischen, auch ,ber zumindest theoretisch denkbarem Widerstand, bis hin zum Faktor einer extrem gut funktionierenden Herrschaftsabsicherung, die sich eben auch auf den Faktor Vertsorgungsstaat stützt, reichen. "Moderne" Herrschaftssicherung, die okkupierend integriert und sich so als Staat den Menschen eben nicht entgegenstellt, sondern diese einzubeziehen sucht, hat sich in Form des "Sozialstaats" zur Herrschaftssicherung nur all zu gut bewährt. Es mag paradox anmuten: Gerade das gut funktionierende Herrschaftsmodel "Sozialstaat" ermöglicht jetzt seine Ausdünnung. Der nur marginale Widerstand gegen die zu erwartenden Verschärfungen lassen sich nicht zuletzt durch den jetzt effektiv greifenden Faktor Einbindung und Entmündigung erklären. Der/ die traditionell obrigkeitshörige Deutsche begegnet den Plänen sozialer Kürzungen und staatlich forcierter ökonomische Verschärfung mit jener Ruhe, die gemeinhin als erste Bürgerpflicht staatlicherseits schon immer gerühmt wurde. In Frankreich trieben noch vor einem Jahr staatliche Deregulierungsmaßnahmen ähnlicher Art große Teile der Bevölkerung auf die Straße und zwangen die Gewerkschaften zu ernsthaften Streiks gegen die Sparpläne Juppes. Die dreiwöchigen Auseinandersetzungen und Streiks waren der wohl breiteste und spektakulärste Akt des Widerstands gegen die postfordistischen Produktions- und Vergesellschaftsmodelle in Europa.

Sie waren der vorläufige Höhepunkt einer Reihe von Kämpfen in den letzten Jahren (erinnert sei an die Unruhen im März 94 von vor allem Jugendlichen, die sich einem geplanten generellen Anfangsgehalt von 80% des Mindestlohnes entgegenstellten). In der BRD reichen die Widerstandsaktionen in Frankreich immerhin dazu, von Teilen der Gewerkschaftsobrigkeit zu bestimmten Anlässen als Drohung gegenüber der Regierung hergenommen zu werden. Die Tagespolitik sieht indes anders aus. Der krampfhafte Versuch an die alte sozialpartnerschaftliche Ebene anzuknüpfen spiegelt sich in einer naiven Erwartungshaltung wieder, wie sie im Entwurf des neuen DGB-Grundsatzprogrammes zum Ausdruck kommt: *"Die Gewerkschaften erwarten auch von den Arbeitgebern und den politischen Verantwortlichen, daß sie alle Anstrengungen unternehmen, um die Vollbeschäftigung wieder herzustellen."* Jedoch wird der /die interessierte LeserIn an einer anderen Stelle des Textes auf den Boden kapitalistischer Wirklichkeit heruntergeholt: *"Vollbeschäftigung kann auf absehbare Zeit nicht bedeuten, daß für jede und jeden ein Arbeitsplatz im Sinne eines herkömmlichen Normalarbeitsverhältnisses zur Verfügung steht."* Das sich der Grundsatzprogramm- Entwurf sich in Dümmlichkeiten ergeht, (*"Die soziale Marktwirtschaft ist besser als andere Wirtschaftsordnungen dazu geeignet, die Ziele der Gewerkschaften zu erreichen"*), hat letztendlich wenig Relevanz. Wichtiger als die leeren Worthülsen der Gewerkschaftsbosse sind die realen Strukturveränderungen denen sich die Einzelgewerkschaften und Beschäftigte auf dem Tarifsektor ausgeliefert sehen. Das Ausscheren von immer mehr Betrieben aus den von Arbeitgeberseite als inflexibel bezeichneten Flächentarifverträgen und der Abschluß von Einzelbetriebsvereinbarungen erfolgt bezeichnender Weise gegen den Willen der jeweiligen Gewerkschaften, die ihre Macht mehr und mehr schwinden sehen, aber, und das wirft ein deutliches Bild auf den Widerstandswillen der Betroffenen, immer öfter unter Billigung der Belegschaften, die in



Foto: Jürgen Lichtenberger

ihrer Not die Flucht nach vorn -in die unabsehbaren Tiefen des Anpassungsprozesses angetreten haben. Die Beispiele machen Schule, eines der bekanntesten ist das sogenannte "Burda-Modell": *"Die Betriebsvereinbarung des baden-württembergischen Druckereibetriebs des Burda-Konzerns, von 97 Prozent der Belegschaft unterschrieben und vom Betriebsrat gebilligt, sieht neben der Streichung diverser Zuschläge die R¸ckkehr von der 35- zur 39-Stunden-Woche vor; zwei Stunden werden gratis geleistet. Im Gegenzug verpflichtet sich das Unternehmen, die 1200 Arbeitsplätze in Offenburg zu halten, statt 400 Stellen zu streichen. Nun klagt die IG-Medien gegen die Vereinbarung." (Spiegel,33/96)*

Für die BRD bedeutet der vergleichsweise spät, aber jetzt um so massiver abzeichnende Einstieg in den Ausstieg aus dem sozialpartnerschaftlichen Modell einen erheblichen Schritt in Richtung völlig veränderter Grundlagen im Bereich sozial-ökonomischer Regularien. Die eingeleitete Endinstitutionalisierung auf dem Tarifsektor, bedingt durch die Verbandsflucht vor allem großer Firmen aus dem Arbeitgeberverband, und die damit verbundene "Endmachtung" des Tarifpartners Gewerkschaft, wirft die Auseinandersetzung um Löhne, Arbeitszeit und Arbeitsbedingungen auf die Ebene der einzelnen Betriebe zurück. Belegschaften und BetriebsrätInnen die für eine innerbetriebliche Auseinandersetzung gut gerüstet wären, dürften mehr als rar sein. Jahrzehntelange Austragung der Tarifverhandlungen auf institutioneller Ebene und Streiks die eher von "oben" beschlossen wurden haben nicht gerade zur Stärkung von Kampfkraft und Selbstbewußtsein geführt. Mangelnde und sich weiter verschlechternde Organisierung (Mitgliederschwund der Gewerkschaften 2,5 Millionen in den letzten fünf Jahren, nicht mal jede/r vierte ist organisiert) läßt die Bedingungen gewerkschaftlicher innerbetrieblichen Widerstands, selbst bei gutem Willen, als schwierig erscheinen; darüber hinaus gelten trotz veränderter Rahmenbedingungen die Bestimmungen des Betriebsverfassungsgesetzes, das z.B. Streikaufrufe einzelner BetriebsrätInnen verbietet. Zynischerweise kann gesagt werden, daß die Auseinandersetzungen jetzt da gelandet sind, wo sie eigentlich schon seit Jahren hätten geführt werden müssen -innerhalb der Betriebe. Unter den genannten Bedingungen jedoch muß vorerst davon ausgegangen werden, daß Anpassung an Arbeitgeberforderungen die Regel- und Widerstand die Ausnahme sein werden. Das Nachgeben von abhängig Beschäftigten gegenüber den massiven Drohungen von Arbeitgeberseite (entweder...- oder Entlassung...) ist unter dem Aspekt einer um sich greifenden Endsolidarisie-

rung, bei der sich jede/r selbst am nächsten steht, zwar nachvollziehbar, aber im Sinne einer Kettenreaktion fatal, ganz zu schweigen von jenen die sich schon gar nicht mehr verkaufen können weil sie schon keinen Arbeitsplatz mehr haben.

Neue Bedingungen im Makrokosmos der Machtstrukturen

Der Faktor einer zunehmenden Entgarantierung von Arbeit, veränderte Regularien auf dem Arbeitsmarkt, sowie ein Staat, der die Tendenz zeigt sich aus der sozialen Garantenstellung zurückzuziehen -schaffen neue Bedingungen im Makrokosmos der Machtstrukturen. Ebenen der Einbindung und Einbeziehung, die dazu führen das (staatliche) Macht nicht "auf", sondern "durch die Menschen hindurch" wirkt, werden ausgedünnt, werden zur "privilegierten" Form von Herrschaft, die in dem Maße, wie sie die einen einbezieht, die anderen ausschließt und hier in ihrer klassischen Struktur der Herrschaft von "oben nach unten" in Erscheinung tritt. Die qualitative Veränderung staatlicher Herrschaftsstruktur tritt auf dem Hintergrund sozial-ökonomischer Verschärfung deutlicher den je zu Tage; wie weit im quantitativen Sinne die Tendenz zur Entgarantierung reicht, ist noch nicht absehbar. In jedem Fall aber führen die beschriebenen Maßnahmen zur Zunahme von Bruchlinien an der Oberfläche eines im Abbau befindlichen sozial-staatlichen Versorgungssystems - mit offenen Konsequenzen. Die augenfällige Tendenz vieler Betroffener, mit Angst und Anpassung zu reagieren, ist ganz im Sinne derjenigen die davon profitieren, nichts desto trotz führen die beschriebenen veränderten Herrschaftsregularien zu einer vermehrten "Entkopplung" von Staat und Mensch, einem offen in Erscheinung tretenden Interessensgegensatz, der von der bisherigen Herrschaftsstrategie der Versorgung und Einbindung abweicht. Eine Interessensdivergenz ist per se eine der Voraussetzungen zum Entstehen eines emanzipativen Prozesses; das sichtbare Entgegenstehen staatlicher Maßnahmen gegen Bedürfnisse der BürgerInnen beinhaltet das Risiko eines Widerstands. Zumindest theoretisch, denn praktisch ist bis auf vereinzelte rudimentäre Bewegung wenig spürbar. Vorerst scheint es zu gelingen, die Momente der "Entkopplung" zwischen Kapital /Arbeit und zwischen Staat/BürgerIn, durch schüren von Angst mehr als kompensieren zu können. Die vorgetragen Beschwörungsformeln, sei es die Lüge vom teueren Wirtschaftsstandort Deutschland oder das Argument der "Kostenexplosion" im Gesundheitswesen stehen für die propagandistisch umgesetzte Strategie, gemeinsame Ebenen von Betroffenheit und Verantwortlichkeit zu internalisieren. Es ist kein Zufall, daß bei der Frage des Wirtschaftsstandorts, Löhne und Gehälter, sowie Fehlzeiten in den Mittelpunkt der Auseinandersetzung geschoben werden, und nicht, was korrekter wäre, reale Lohnstückkosten im internationalen Vergleich. Hier würde sich zeigen, daß diese *"weder übermäßig hoch sind, noch daß sie seit 1980 überdurchschnittlich stark gestiegen sind. Im Kreis der G5 sind Deutschlands reale Lohnstückkosten sogar am niedrigsten, den höchsten Wert hat Japan."(FR,31.7.96)* Ähnlich verhält es sich mit der sogenannten Kostenexplosion im Gesundheitswesen: Der Anteil der Gesundheitsausgaben am Bruttosozialprodukt ist seit 1980 fast konstant geblieben. *"Der Anstieg der Beitragssätze ist vielmehr bedingt durch den Rückgang der Lohnquote am Volkseinkommen, die 1982 noch 76,9% betrug und 1993 auf 72,1% abgesackt ist. Darin spiegeln sich das Phänomen der ansteigenden unfreiwilligen Massenarbeitslosigkeit durch Personalabbau und die Ergebnisse der Tarifauseinandersetzungen wieder. Die Finanzierungsbasis der GKV ist geschrumpft. Ihr Einnahmepotential ist zurückgegangen, und diejenigen, die noch Einkommen aus Erwerbsarbeit erzielen, haben diese Ausfälle zu kompensieren. Sie müssen also mehr bezahlen. Also steigen die Beitragssätze."(H.U.Deppe,FR,18.7.96)*

Nicht Lohnforderungen oder das Eintreten für soziale Rechte sind das Problem, sondern daß der Propaganda von Wirtschafts- und Staatsvertretern geglaubt wird, die Betroffenen zu Verantwortlichen erklärt. Das "gemeinsame Boot in dem wir alle sitzen" ist immer noch hochwirksam, sitzt tief verinnerlicht in den Köpfen fest -trotz zunehmender Widersprüche.

(Fortsetzung folgt)



Die Deutschen sind gefährlich, so gefährlich wie Klinsmann als Fußballspieler

Foto: Wolfgang Müller

von Dorothea Schütze

Die folgende Erzählung ist das Ergebnis von mehreren Gesprächen im Frühjahr und Sommer 1996. David Kofi und ich saßen jedes Mal zusammen am Küchentisch in einer Privatwohnung in Darmstadt. Unsere Zusammentreffen dauerten jeweils viele Stunden, da wir einzelne Themen und Ereignisse diskutierten, bevor Davids Erzählungen auf Tonträger aufgenommen wurden. Bei unseren Diskussionen ging es neben inhaltlichen Fragen auch um die Entscheidung, welche Geschichten aus Sicherheitsgründen nicht der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollten. Da es zwischen den einzelnen Themenblöcken diese Diskussions- und Aufnahmepausen gab, kommen im folgenden Text keine Fragen vor.

(Übersetzung aus dem Englischen)

Immer geht's um Papiere, Papiere

Ich komme aus Ghana und bin 33 Jahre alt. Nach Deutschland kam ich im Jahr 1991. Okay, ich bin also seit ungefähr vier Jahren hier und seit über einem Jahr illegalisiert. Ich bekam damals einen Brief, in dem stand, daß ich zurück in mein Land müsse, aber ich konnte nicht zurück. Ich habe viel nachgedacht und dann beschlossen, trotzdem in Deutschland zu bleiben. Obwohl das total hart ist. Irgendwie kannst du dich schon am Leben halten, aber den ganzen Tag in einem Zimmer zu sitzen, ist überhaupt nicht auszuhalten. Außerdem mußt du raus, um irgendwie was zu essen zu besorgen.

Illegalisiert hier zu leben ist wahnsinnig schwierig. Ich habe erstmal lange Zeit nachgedacht, wie ich mir was zu essen besorgen kann, oder wie ich mich auf der Straße bewegen soll. Denn wenn du draußen bist, kann es dir passieren, daß die Polizei kommt und deinen Ausweis oder irgendwelche Dokumente sehen will. Da wird es dann ganz schwierig. Früher wohnte ich in einer Asylbewerberunterkunft, und sobald klar war, daß ich nicht mehr in Deutschland bleiben darf, mußte ich so schnell wie möglich flüchten und einen anderen Platz zum Wohnen finden. Dann gehen die Probleme los.

Wenn du eine Wohnung finden willst, mußt du eine Aufenthaltserlaubnis vorweisen. Dafür mußt du dann jemanden finden, der dir seine Papiere zur Verfügung stellt. Wenn du also einen Platz gefunden hast, fragen sie dich nach deinen Papieren. Ich sage dann: »Okay,

bekommen Sie morgen.« Dann kontaktiere ich meinen Freund, leihe mir seine Papiere und zeige sie vor. Wenn du dann eine Wohnung hast, mußt du sie natürlich irgendwie bezahlen, und du mußt sehen, wie du dir was zu essen besorgen kannst.

Aber am Anfang steht auf jeden Fall die Wohnung. Wenn du nämlich keine Wohnung hast, bekommst du auch keine Arbeit. Erst wenn du einen Platz zum Schlafen hast, kannst du dich um die anderen Dinge kümmern. Also, die Wohnung muß bezahlt werden. Bevor du die Wohnung kriegst, mußt du natürlich auch irgendwie an Geld kommen, um die erste Miete und die Kaution zu zahlen. Du mußt dann erstmal einen Freund finden, einen guten Freund, der dir hilft und dir Geld leihen kann. Ich habe glücklicherweise so einen Freund gehabt, der mir 2.000 Mark geliehen hat, mit denen ich dann die Kaution und die erste Monatsmiete zahlen konnte. Danach mußte ich versuchen, Arbeit zu finden, um das Geld zurückzugeben und die nächsten Monatsmieten zu bezahlen.

Arbeiten ist auch ein großes Problem, denn jede Firma, bei der du anfragst, will erstmal deine Papiere sehen, immer geht's um Papiere, Papiere. Wieder mußte ich einen meiner Freunde bitten, mir seine Papiere zu leihen, um sie bei einer Arbeitsstelle vorzulegen. Ein Freund sagte mir: »Das geht nicht, denn Dein Gesicht ist nicht das gleiche wie meines, wir haben verschiedene Gesichter. Wenn Du zu irgendeiner Firma kommst, sehen sie gleich, daß Du ein Ausländer bist, und wollen sofort Deinen Paß und Deine Arbeitserlaubnis prüfen.« Diese Papiere sind also ganz entscheidend. Gut, ich habe diesem Freund dann gesagt: »Du kannst mir ja Deine Arbeitserlaubnis geben, da ist kein Foto drauf. Dann gibst Du mir einfach nur eine Kopie von Deinem Paß.« Auf einer Kopie kann man nämlich das Gesicht nicht ganz so gut erkennen. Er hat mir dann eine Kopie gegeben, und zusammen mit der Arbeitserlaubnis ging ich zu einer Firma. Ich hatte großes Glück. Gleich die erste Firma wollte den Originalpaß nicht sehen. Denen war die Arbeitserlaubnis genug, und ich konnte anfangen zu arbeiten.

Trotzdem bleibt es extrem schwierig. Wenn du nämlich mit den Papieren von jemand anderem arbeitest, muß dir klar sein, daß der Name auf den Papieren nicht dein Name ist. Am Anfang, wenn sie dich in der Firma rufen, fällt dir das oft nicht schnell genug ein. Erst wenn sie vielleicht drei oder viermal gerufen haben, merkst du, daß sie dich meinen. Dann wird erst klar, die meinen ja mich. Ich bin am Anfang jedes Mal total erschrocken. Zwei oder drei Monate hat es gedauert, bis ich mich an den anderen Namen gewöhnen konnte.

jedenfalls den ganzen Monat auskommen. Das ist in Deutschland natürlich nicht gerade viel. Aber irgendwie mußt du damit klarkommen. Die Alternative wäre nur, zurück in mein Land zu gehen. Aber das würde ich nicht überleben. Da sind 50 Mark noch besser als zu sterben.

Bei dieser ersten Arbeitsstelle blieb ich etwa acht Monate. Dann fing der Lagerchef an, mir Probleme zu machen. Wenn ich mit dieser Arbeit aufhöre, was dann? Ich mußte versuchen, die Situation auszuhalten und weiterzuarbeiten. Manchmal wirst du angebrüllt, als wärst du gar kein Mensch. Aber du kannst dich nicht wehren, die deutschen Gesetze erlauben es nicht.

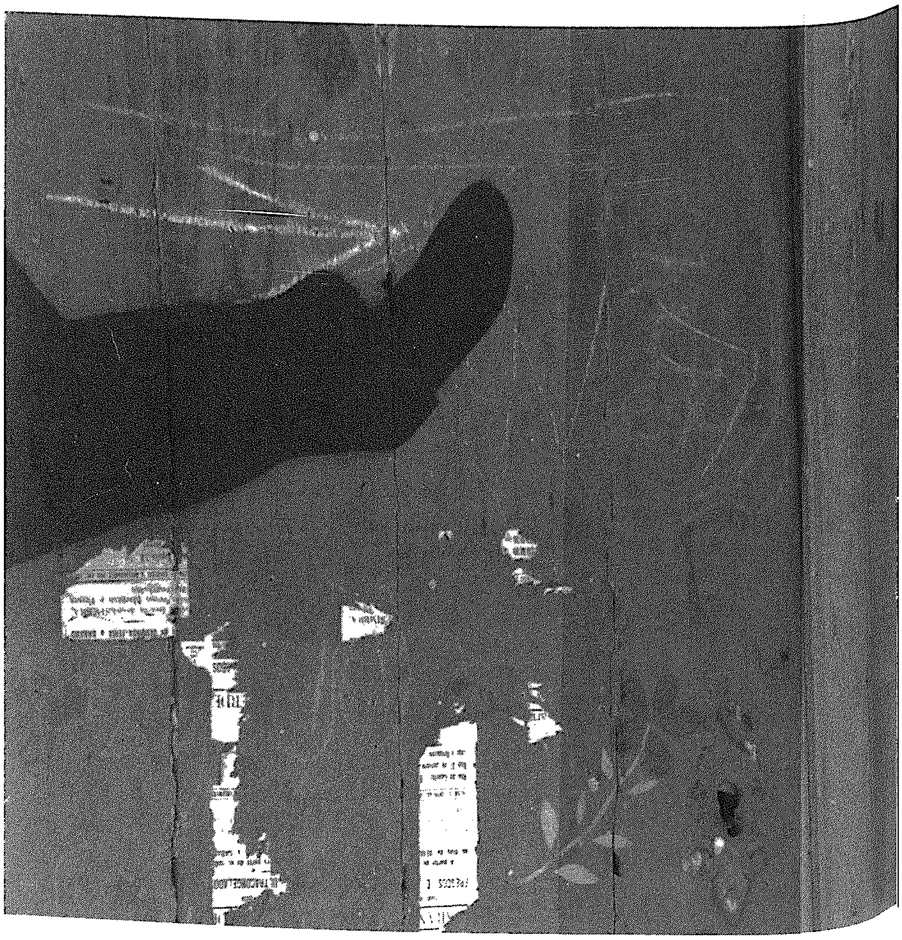


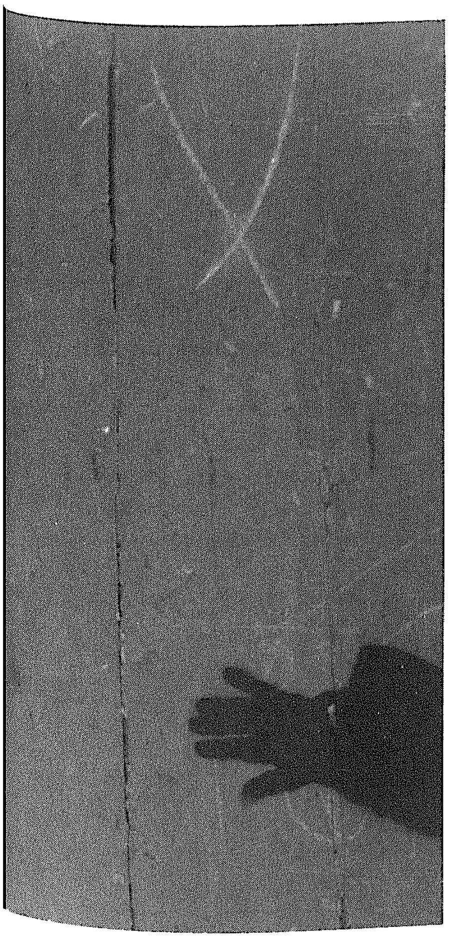
Foto: Wolfgang Müller

Mit diesem ersten Job hatte ich wirklich viel Glück. Ich hatte keine größeren Probleme. Ich mußte natürlich besonders hart arbeiten, schließlich waren es nicht meine Papiere. Und wenn du nicht hart genug arbeitest und sie dich rausschmeißen, kannst du auch der Person, die dir am Anfang Geld geliehen hat, das Geld nicht zurückbezahlen. Dann mußt du noch Miete bezahlen. Und wenn der Monat rum ist und ich alles bezahlt habe, bleiben mir am Ende gerade mal 50 Mark übrig, das muß dann erstmal für's Essen reichen. Ich kaufe mir dann vielleicht ein Hühnchen, ein paar Kartoffeln. Mit 50 Mark muß ich

In Deutschland ist die Polizei überall, die sind ganz schnell da.

Ich denke, die Art und Weise, wie ich esse, wie ich arbeite, habe ich erstmal genug beschrieben. Jetzt können wir vielleicht darüber reden, wie ich mich sonst in der Öffentlichkeit bewege. Du

kannst ja nicht die ganze Zeit zu Hause bleiben. Und nach der Arbeit mußt du einkaufen. Das ist auch nicht einfach. Wenn du rausgehst, um dir was zu essen zu besorgen, kann dir alles Mögliche passieren. Das ist so, wie wenn deine Mutter im Bett liegt und stirbt. Du bist dann wie ein kleiner Junge. Wenn du rausgehst, kann dir passieren, daß du ins Wasser fällst, und keiner hilft dir. Wenn du aber nicht rausgehst, kannst du genauso in deinem Käfig sterben.



Du mußt rausgehen, es bleibt dir gar nichts anderes übrig.

Du gehst also raus in irgendein Geschäft, eine sehr schwierige Sache. Denn vielleicht ist da irgendwo ein Polizeiwagen, und wenn die Polizisten aufmerksam beobachten, dann wissen sie Bescheid. Sie sehen, daß du Probleme hast. Denn jedes Mal, wenn du einen Polizeiwagen siehst, fängst du an zu zittern. Schließlich kann es passieren, daß sie anhalten und dich nach deinem Ausweis fragen. Und jedes Mal, wenn du einen Polizeiwagen siehst, fängst du an zu beten, oh Gott, oh Gott, oh Gott, oh Gott. Erst wenn der Wagen weg ist, kannst du erleichtert aufatmen.

Aber wenn du Pech hast, der Wagen von hinten kommt und du ihn vorher nicht siehst, dann ist er plötzlich da, ganz nah. Oh, da kannst du verrückt werden. Dein Herz rast, du bist nah an einem Herzinfarkt, du zitterst wie wahnsinnig, bis der Wagen endlich weg ist.

Das fängt schon an, wenn ich nur jemanden sehe, der vielleicht einen grünes Hemd trägt und dazu noch eine weiße Kappe aufhat. Vielleicht ist das dann kein Polizist, aber ich fange trotzdem an zu zittern. Das gleiche passiert, wenn ich das tatütata von einem Krankenwagen höre. Du denkst sofort, es könnte Polizei sein. Das ist so schwierig. Ja, du kannst irgendwie hierbleiben, hier existieren, aber du findest nie Ruhe. Bis sie dich doch irgendwann kriegen und zurück in dein Land schicken. Diese Panik ist immer da, du kannst dich nie sicher und wohl fühlen.

Wenn du dich in dieser Situation befindest, mußt du auf ganz bestimmte Sachen aufpassen. Wenn du zum Beispiel draußen bist und in einen Bus einsteigst, mußt du immer eine Fahrkarte haben, das ist sehr wichtig. Wenn du hier illegalisiert bist, brauchst du immer diese Fahrkarte, genauso in der Strassenbahn. Du mußt dich immer absolut korrekt verhalten. Wenn nämlich die Kontrolle kommt, Kontrolleure deine Fahrkarte sehen wollen und du hast keine, dann holen sie sofort die Polizei. Und das ist natürlich extrem gefährlich. Das kann allerdings genauso passieren, wenn sie jemand anderen fragen, der hat keine Fahrkarte, er macht Probleme, und dann kommt die Polizei. Und wenn die Polizei kommt, kontrolliert sie den gesamten Bus. Sobald du mitkriegst, daß irgendsowas im Bus oder in der Straßenbahn passiert, mußt du an der nächsten Haltestelle sofort aussteigen. Du mußt da raus. Und jedes Mal, wenn du in einem dieser öffentlichen Verkehrsmittel sitzt und da auch nur ein bißchen Unruhe oder Krach ist, fängst du gleich an zu zittern. Denn in Deutschland ist die Polizei überall, die sind ganz schnell da.

Einmal war ich in Frankfurt mit einem meiner Freunde. Ich brauchte Papiere von meinem Anwalt. Damals hatte mir mein Anwalt erzählt, daß er mein Asylverfahren nicht fortsetzen könne. Deswegen wollte ich den Anwalt wechseln und meine Papiere abholen, um sie weitergeben zu können, damit der andere tut, was nur möglich ist. Ich fuhr also nach Frankfurt. Als wir im Zug waren und die Abteile langliefen, um einen Sitzplatz zu finden, redeten wir immer noch darüber. Als wir einen Platz gefunden hatten, legte ich die Papiere, die ich bei meinem Anwalt abgeholt hatte, auf den Sitz. Als ich dann meine Jacke aufhängen wollte und mich umdrehte, sah ich dort einen Polizisten. Oh nein! Ganz nah war er. Er kam in unseren Wagen, und ich habe ihn direkt angesprochen. Wo er denn hinfährt und so. Er hat sich neben uns gesetzt, war ein netter Kerl. Er war auf dem Weg nach Heppenheim, fragte mich, wie's mir geht. »Gut«, habe ich geantwortet. Und ob er denn Englisch spreche. Er sagte, nicht besonders gut. Ich spreche aber nur ein bißchen Deutsch. So kamen wir in's Gespräch.

Er fragte mich, woher ich komme. Ich sagte: »Aus Ghana«, und so weiter. Ich fragte ihn direkt: »Wollen Sie mich zurück nach Afrika schicken?« »Oh nein«, sagte er, »ich bringe Dich nicht zurück nach Afrika. Ich arbeite schon seit 15 Jahren bei der Polizei und habe noch nie jemanden nach Afrika geschickt. Ich bin selbst schon in mehreren Ländern gewesen. Meine Frau ist aus Indien. Warum sollte ich Leute nach Afrika bringen?« Er erzählte, daß er einmal in Tunesien war, und die Leute dort seien sehr freundlich. Jeder wollte ihm helfen. Und er fühlte sich dort so wohl. Deswegen wolle er Ausländern keine Probleme machen. Wie er so erzählte, da wußte ich, daß es auch Polizisten gibt, die echt okay sind, nicht alle, aber einige wenige. Der war wirklich nett. Dann wollte er meine Adresse und Telefonnummer haben. Ich sagte aber: »Tut mir leid, habe ich nicht.« Denn Polizisten sind schon gefährlich.

Diesen einen Polizisten fand ich wirklich nett. Trotzdem bereitet mir die Erinnerung Schmerz. Die Art, wie er auf mich zukam, mit mir geredet hat, wie wir zusammen Spaß hatten, im Zug gelacht haben. Der Polizist hat mich echt interessiert. Aber wegen der deutschen Gesetze mußte ich trotzdem Angst vor ihm haben. Ich hatte Angst, ihm meine Adresse oder sonstwas zu geben. Wegen der deutschen Gesetze, deswegen konnte ich ihm nicht hundert Prozent vertrauen.

Am Anfang, als ich hier war, hatte ich dauernd meine Geschichte in Ghana im Kopf, den Prozeß. Ich hatte große Probleme damit, ich fühlte mich überhaupt

nicht gut. Ich brauchte jemanden, der mir hilft. Aber das ist schwer. Du kannst fast niemandem hundert Prozent vertrauen, egal ob Deutsche oder Afrikaner, das ist egal. Unter den Deutschen kann dir vielleicht schon jemand helfen, aber nicht alle. Da gibt es zum Beispiel die Kriminalpolizei. Die sind dann sehr freundlich, nehmen Kontakt mit dir auf, fragen dich aus, und später hast du die Probleme. Das kann dir aber auch genauso mit Leuten passieren, die nicht von der Polizei sind.

...manche sind wirklich okay

Klar, da gibt es schon Leute, die dir helfen, zum Beispiel, als ich unbedingt einen Platz zum Wohnen brauchte. Ich habe ein paar Deutsche kennengelernt, die haben versucht mir zu helfen, einen Schlafplatz zu finden, was zu essen, sie haben mir etwas Geld gegeben, um mir selbst zu helfen. Ich denke, diese Leute sind gut, für mich, denke ich, sind sie sehr gut. Oft reden wir über Deutsche, die nicht gut sind, aber manche sind wirklich okay.

Einige habe ich kennengelernt, und nicht nur eine Person, vielleicht fünf oder zehn. Die haben versucht, mir zu helfen. Alles haben sie mir gegeben, ihr ganzes Herz, ihr ganzes Geld, alles, um mir zu helfen. Nicht all ihr Geld, klar, einen Teil. Das ist in meinem Land ja auch so. Da ist es auch nicht so einfach, jemandem das Appartement zu überlassen für ein oder zwei Monate, ohne daß du irgendwas dafür zahlst. Schließlich bist du ein Ausländer. Jemand kann dir helfen, dir einen Schlafplatz anbieten und was zu essen. Für mich ist das echt okay. Ungefähr acht Monate lang konnte ich so leben, weil diese Leute mich unterstützt haben. Und das ist wirklich gut.

Diese Leute, die mir helfen, das ist wirklich hundertprozentig. Sie haben viel ihrer Zeit mit mir verbracht, haben mir ihr Auto zur Verfügung gestellt, haben die Spritkosten übernommen, und immer haben sie ein offenes Ohr für meine Probleme gehabt. Die wollen mir wirklich helfen. Aber wegen der deutschen Gesetze können sie das nicht bis zum Ende. Trotzdem, sie versuchen ihr Bestes. Ich danke Gott und wünsche diesen Leuten, daß sie lange leben, daß sie noch lange Jahre am Leben bleiben, um anderen auch helfen zu können.

In der Zeit, als ich mit diesen Leute lebte, gab es einen, bei dem ich eine ganze Weile war. Er war ein guter Mann. Er war freundlich, wir haben viel geredet, haben Witze gemacht, Spaß gehabt. Ich denke, er ist okay. Aber irgendwann gab es doch Probleme, lief es nicht mehr perfekt. Dieser Mann hat zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn. Der Sohn mochte mich, aber die Tochter hatte Probleme mit mir. Du weißt, daß wir Afrikaner nicht so enge Beziehungen zu unseren Kindern haben. Aber die Deutschen sind immer sehr eng mit ihren Kindern. Und weil die Tochter mich nicht mochte, gab es auch Probleme mit dem Vater. Wegen dem Mädchen mußte ich mich nach was anderem umsehen.

Damals habe ich viel zu schnell geurteilt. Schließlich sind sie eine Familie, ich kann die Familie nicht zerstören. Ich mußte also so früh wie möglich da raus. Und der Mann hat mich dabei unterstützt, eine neue Wohnmöglichkeit zu finden. Anfangs, als klar war, daß ich gehen müßte, habe ich mich ziemlich über den Mann geärgert. Aber damit mußte ich ganz schnell aufhören. Der Mann lebte nun mal mit seinen Kindern in einer Wohnung, er hat für sich und seine Kinder diese Wohnung gemietet, nicht für mich. Wahrscheinlich war ihm zuvor nie in den Sinn gekommen, einen Ausländer oder einen Schwarzen wie mich aufzunehmen. Das war einfach ein Notfall, deswegen hat er mich aufgenommen. So lebten wir eine Weile zusammen.

Vielleicht war ich für das Mädchen der erste Schwarze, der mit ihr geredet hat. Und wahrscheinlich hat sie auch noch nie mit einem Ausländer zusammengelebt. Das war das große Problem für dieses Mädchen, sie ist ungefähr neun Jahre alt. Und wegen ihr mußte ich gehen. Aber auch die Vermieterin von dem Haus, die war so sauer über mich. Oder eher gesagt auf den Mann, der mich aufgenommen hatte. Die Vermieterin kam zu ihm hin und hat ihn gefragt: »Was ist mit dem Schwarzen, warum ist er hier?« Ihr ging es um die Zusatzkosten, um das Wasser, den Warmwasserboiler, all das.

Aber der Mann hat zu mir gehalten und sich mit ihr gestritten. »Was geht Sie das an? Es ist erlaubt, Besuch zu bekommen, bis zu einen Monat lang.« Er rief seinen Anwalt an, hat mit ihm darüber gesprochen. Und all das hat er wegen mir gemacht, hat für mich gekämpft. Und später gab es dann die Probleme mit seiner Tochter. Wegen all dieser Dinge mußte ich gehen. Aber er hat mir bei der Suche nach einem anderen Ort geholfen.



In Afrika gibt es Raubvögel

Jetzt will ich mal direkt die Leute ansprechen, die die Macht in Deutschland haben, die die Gesetze für Ausländer machen. Ich bitte all diese Leute, macht langsamer. Zum Beispiel meine Geschichte: Als ich diesen Brief bekam, in dem stand, ich müsse zurück in mein Land, weil mein Fall in Ghana abgeschlossen sei, habe ich Kontakt mit meinen Eltern aufgenommen. Ich wollte wissen, ob das stimmt. Meine Eltern erzählten mir, daß mein Fall in Ghana überhaupt noch nicht abgeschlossen

war. Die Deutschen meinten aber, der Fall wäre vorbei.

Ich kapiere überhaupt nicht, was das soll. Das macht keinen Sinn. Die deutschen Behörden kannten meine Adresse, sie wußten, wo ich wohne. Und sie kannten die Namen von meinen Eltern und deren Adresse in Ghana. Sie hätten wirklich rausfinden können, ob das stimmt. Aber keiner hat sich die Mühe gemacht, in Ghana nachzufragen. Sie hätten meine Eltern fragen können, die Polizei in Ghana, meinen Anwalt in Ghana. Aber mit denen hat sich nie jemand in Verbindung gesetzt. Trotzdem sagen die Deutschen einfach: »Der Fall ist abgeschlossen.«

Was wollen die Deutschen von mir? Wollen sie, daß ich in Ghana umgebracht werde? Das verstehe ich nicht. Wenn sie mich zurück nach Ghana schicken, und ich gehe hin und sterbe dort, erst dann würden mir die Deutschen glauben.

Vor drei Monaten haben sie drei Leute aus Limburg nach Ghana abgeschoben. Einer von ihnen ist mein bester Freund. Drei Monate ist das her. Und er lebt jetzt in Nigeria. Wenn aber alles für ihn in Ghana in Ordnung sein soll, warum ist er dann wohl nach Nigeria gegangen? Ghana ist sein Mutterland, trotzdem ist er in Nigeria. Und er leidet sehr darunter. Er hat mir geschrieben und erzählt, wie er dort lebt. Er schläft irgendwo in einer Art Kiste, draußen vor einem Kiosk. Die Deutschen haben ihn zurück nach Ghana geschickt, weil sein Verfahren abgeschlossen ist. Die Deutschen haben nichts rausgefunden, sie wissen nichts, sagen nur, der Fall ist abgeschlossen. Dann schmeißen sie dich raus.

Leuten wie mir, die in so einer Sitation leben, denen stellt sich natürlich die Frage: Was ist mit dir, was mit deinen Plänen, was mit deiner Zukunft? Für mich ist das total schwer. Ich weiß nicht, wie mein Leben morgen aussehen wird, ich habe keine Zukunftspläne, ich kann nicht für mich selbst entscheiden. Anfangs hatte ich Pläne und Ziele, aber jetzt, seitdem ich in dieser Lage bin, kann ich keine Pläne mehr machen. Ich weiß überhaupt nicht, wie es weitergeht ohne Visum hier in Deutschland.

Ich schaue auf mein Leben wie ein kleines Küken, dessen Mutter gestorben ist. Und ich bin als dieses Küken ganz allein. Ich habe überhaupt keine Kontrolle über mein eigenes Leben. Von allen Seiten können Tritte kommen. In Afrika gibt es Raubvögel. Und solch ein Raubvogel kann sich das Küken krallen, jederzeit. Genauso ist es mit der deutschen Polizei. Innerhalb von wenigen Minuten hast du verloren. Innerhalb kürzester Zeit werde ich nach Ghana zurückgeschickt. Und was dann? Vielleicht werde ich umgebracht oder muß mein Leben lang im Gefängnis sitzen. Wobei es besser ist zu sterben, als ewig im Gefängnis zu sitzen.

Ihr Leute, die Ihr die Gesetze macht, guckt mich an. Ich bin ein Mann, 33 Jahre alt, gehe auf die vierzig zu und habe keine Zukunftspläne. Was ist mit meiner Zukunft, was passiert mit meiner Tochter? Ich weiß nicht, ob ich morgen noch hier bin oder nicht. Ich weiß es nicht. Wenn ich wüßte, okay, ein oder zwei Jahre habe ich noch hier, dann könnte ich wenigstens Pläne machen, auch für die Zukunft meiner Tochter. Aber ich habe keinen einzigen Plan. Jeder liebt doch sein Kind. Und entsprechend will jeder für seine Kinder Pläne machen. Aber ich habe nichts. Wegen der deutschen Gesetze. Bitte, Ihr Leute mit Macht in Deutschland, wenn auch nicht für mich, zumindest dann für die, die noch kommen werden. Versucht, etwas von Eurem Herzen zu geben.

Die meisten Deutschen behandeln andere Menschen nicht schlecht, nur einige wenige tun das. Das läuft fifty-fifty. Wenn du einem Deutschen etwas gibst, zum Beispiel ein Geschenk, dann bekommst du auch eins zurück. Wenn du nichts verschenkst, bekommst du auch nichts. Das ist fifty-fifty, weder gut noch schlecht. Wenn du mit einem Deutschen eng befreundet bist, findest du heraus, die Person ist echt in Ordnung. Aber die Mentalität der Deutschen, die ist nicht gut, weil sie nicht offen sind, nicht offen gegenüber Ausländern und nicht offen gegenüber sich selbst, genausowenig unter sich, unter den Deutschen. Es ist sehr schwierig, in Kontakt zu kommen, schon allein mit jemandem zu sprechen. Vielleicht sagst du zu jemandem »Hallo«, und derjenige registriert dich gar nicht, er sieht dich noch nicht einmal. Es ist ihm egal. Er guckt dich nur an, entschuldige, wenn ich das sage, aber wie ein Tier, wie eine



Foto: Wolfgang Müller

Katze. Da kommt keine Reaktion.

In Afrika sind wir gewohnt, viel miteinander zu sprechen, offen zu sein, aufeinander zuzugehen. Und warum die Deutschen nicht offen sind, besonders gegenüber Ausländern, denke ich, hat viel mit der Geschichte zu tun, direkt mit den Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg. Ich glaube, Adolf Hitler sagte: »Schwarze sind nicht gut.« In dieser Zeit hatte er die Macht. Und die Leute waren überzeugt, daß er recht hatte, sie folgten ihm. Jeder hatte das so im Kopf, daß Schwarze nicht gut sind. Genauso haben die Eltern ihren Kindern erzählt: »Schwarze sind nicht gut.« Und so sind die Kinder aufgewachsen, mit diesen Vorstellungen.

In meinem Land, wenn du da ein Kind bist, wird dir auch einiges von deinem Vater oder deiner Großmutter erzählt. Meine Großmutter sagte zu mir: »Wenn Du einen Ausländer siehst, einen Weißen, behandle ihn nicht schlecht. Wenn jemand von einer anderen Stadt oder aus einem anderen Land kommt, behandle ihn niemals schlecht. Denke immer an die Leute, die nach Amerika oder England geschickt worden sind, die Schwarzen. Wenn du Ausländer hier schlecht behandelst, dann behandeln sie diese Leute in ihren Ländern auch schlecht.« Das hat mir meine Großmutter gesagt, und auch mein Vater. Und ich glaube meinem Vater. Deswegen versuche ich jedesmal, wenn ich einen Ausländer sehe, ihm zu helfen, zu gucken, was ich für ihn tun kann. Ich helfe den Ausländern in meinem Land, damit die Schwarzen in anderen Ländern nicht leiden müssen. Aber im Grunde ist das alles eine große Lüge. Seit ich hier in Deutschland bin, weiß ich, daß ich aufgrund meiner Farbe keine Chance habe.

der Job ist für Deutsche oder Europäer

Ich bekomme keine Chance. Das habe ich sehr früh gemerkt, als ich anfing bei dieser einen Firma in Malchen1 zu arbeiten. Das war mein erster Job in Deutschland. Ich habe dort zwei Jahre und sechs Monate gearbeitet. Im zweiten Monat wurden meine Papiere zum Arbeitsamt geschickt, weil meine Arbeitserlaubnis an mein Visum geknüpft war, und mein Visum war immer nur auf sechs Monate ausgestellt. Mein Chef hat also die Papiere ans Arbeitsamt in Darmstadt geschickt. Er sagte dann, ich müsse selbst hingehen und mit den Leuten im Arbeitsamt reden, damit das mit meiner Arbeitserlaubnis schneller geht. Er wollte mich ohne Papiere nicht einen einzigen Tag arbeiten lassen.

Ich ging hin und sprach dort mit einer Frau. Sie sagte mir: »Geh nach Hause, wir schicken die Arbeitserlaubnis direkt an die Firma.« Ich erzählte das meinem Chef. Er hat das aber nicht verstanden und im Arbeitsamt angerufen. Und die sagten ihm dann: »Diese Arbeit ist nicht für Schwarze.« Du kannst meinen Chef fragen. So haben sie es gesagt. Mein Chef wollte wissen: »Wieso nicht? Er ist ein guter Arbeiter. Und ich möchte, daß er weiter für mich arbeitet.« Diese Frau sagte aber: »Nein.« Mein Chef hat sich total geärgert. Später sind wir zusammen zum Arbeitsamt gefahren. Und dann haben sie doch die Papiere fertiggemacht. Nach ungefähr zwei Wochen waren die Papiere da. In der Zwischenzeit konnte ich natürlich nicht arbeiten.

Aber dann, nach sechs Monaten, mußten mein Visum und meine Arbeitserlaubnis wieder verlängert werden. Wieder wurden meine Papiere ans Arbeitsamt geschickt. Und wieder kam die Reaktion von der Frau: »Diese Arbeit ist nicht für Schwarze. Ich werde auf die Papiere keinen Stempel machen.« Und wieder ist mein Chef mit mir hingefahren. Und dort sagte die Frau: »Wir finden die Papiere nicht mehr, sie sind verlorengegangen.« Mein Chef hat sich total aufgeregt. Wir haben direkt neue Formulare besorgt, sie ausgefüllt, gleich dort unterschrieben und uns den Stempel abgeholt. Aber nach sechs Monaten genau die gleiche Geschichte wieder.

Und irgendwann wollte mein Chef nicht mehr, er sagte: »Ich habe jetzt genug davon. Ich hab' alles versucht, aber die beim Arbeitsamt sagen, 'der Job ist für Deutsche oder Europäer'. Tut mir leid.« Und so habe ich meinen Job verloren. Im Arbeitsamt haben sie mir später gesagt: »Es ist besser, wenn Du den Job nicht mehr machst und wir Dir stattdessen Arbeitslosengeld geben.« In Darmstadt war das. Und normalerweise verlierst du deinen Job, wenn dein Chef dir kündigt, weil es zum Beispiel nicht genug Arbeit gibt. Aber den Job mußte ich wegen dem Arbeitsamt aufgeben. Er hat mir gekündigt, weil das Arbeitsamt es wollte.

Wenn es um Geld geht, um Einkommen, dann ist der Charakter gut, wenn es um den Menschen geht, dann nicht

Manchmal triffst du hier in Deutschland Leute, die kommen und sagen: »Geh doch zurück in Dein Land.« Das habe ich schon oft gehört. »Nigger, geh zurück in Dein Land!« Wie kommen die Deutschen auf so was? Die Deutschen müssen sich das selbst mal fragen. Warum wollt ihr die Ausländer rausschmeißen?

1945, als der Krieg zu Ende war, war die Situation in Afrika wahrscheinlich besser als in Deutschland. Die meisten hatten ja nicht mal was zu essen, keine Arbeit, nichts. Damals riefen sie Leute aus anderen Ländern, um ihnen zu helfen, sie schrien um Hilfe. Viele sind auch geflüchtet in andere Länder. Auch in Ghana gibt es Deutsche. Niemand schmeißt diese Leute raus. Damals waren die Deutschen arm und brauchten Hilfe. Heute sind sie reich und wollen die Ausländer loswerden. Aber sie vergessen, daß die Ausländer ihnen geholfen haben, so reich zu werden. Jeder, der dieses Buch liest, muß sich selbst fragen: »Warum ist das so?« Sie sollen mal an ihre Eltern denken, an die Zeit, in der die Eltern so leiden mußten und Ausländer brauchten.

Ich denke, die Deutschen haben in der Beziehung einen ganz schlechten Charakter. Der Charakter der Deutschen kann je nach Situation gut oder schlecht sein. Wenn es um Geld geht, um Einkommen, dann ist der Charakter gut, wenn es um den Menschen geht, dann nicht. Zum Beispiel in der einen Firma, in der ich gearbeitet habe. Der Chef mochte mich sehr wegen meiner Arbeit, aber ihm gefiel nicht, daß ich hierbleiben möchte, daß ich in Deutschland leben möchte. Er mochte, wie ich arbeite, ich habe gearbeitet wie ein Sklave. Das mochte er, dadurch hat er mehr Geld verdient. Aber jeden Monat, wenn er mir Geld zahlen mußte, dann hat es ihm wehgetan, einem »Neger« Geld geben zu müssen. Das ist schlechter Charakter. Guten Charakter hat er, wenn es darum geht, daß ich für ihn arbeite, schlechten, wenn es darum geht, ob ich hierbleiben

soll oder nicht.

Die meisten Leute haben diese beiden Charaktere. Gerade, wenn es um Arbeit geht. Dem Deutschen muß ich fünfzehn Mark geben, das ist zu viel, dem Schwarzen nur zehn Mark. Und der arbeitet dann gut. Aber sobald es um den Lohn geht, dann kommen die Zweifel: »Warum ist der überhaupt in unserem Land?« Und das nur, weil ich ein bißchen Geld von ihm bekomme. Die meisten reichen Leute in Deutschland haben einen schlechten Charakter. Die meisten Chefs haben keine Sympathien für Ausländer. Sie behandeln dich wie einen Kriminellen. Nur einige wenige behandeln dich besser. Die meisten nicht, besonders die Reichen.



Foto: Wolfgang Müller

Deutschland?

Daß ich ausgerechnet hier in Deutschland gelandet bin, das ist schon ein Thema. Am Anfang, als ich aus meinem Land geflohen bin, da hatte ich gar nicht vor, nach Deutschland zu gehen. Das war nicht mein Plan. Damals hatte ich auch keine Ahnung von den Unterschieden zwischen den europäischen Ländern. Ich wußte nur, es gibt Italien, Frankreich, Großbritannien, Holland, Belgien, Portugal, Schweiz, und andere Länder. Ich sagte damals nicht, ich will nach Deutschland. Aber als ich dann in Libyen war, traf ich einen Mann. Und der hat mir geholfen und mich auf Deutschland gebracht. Er gab mir das Ticket und sagte: »Dieses Ticket wird Dich nach Deutschland bringen. Dort nehmen sie Leute auf, die aus politischen Gründen geflüchtet sind.«

Ich wußte nicht, wie Deutschland sein würde. Wenn ich es vorher gewußt hätte, hätte ich ihn gebeten, mich in ein anderes Land zu schicken. Er gab mir das Ticket und alles andere, was notwendig war. Ich flog mit KLM nach Amsterdam. Und von dort aus kam ich nach Deutschland, zum Frankfurter Flughafen. Dort waren zwei nette Polizisten, die mich aus dem Flugzeug holten und mir einen Platz zum Schlafen gaben. Damals dachte ich: »Die Deutschen, die sind total in Ordnung.« Erst später, als ich aus dem 'Gefängnis' im Flughafen kam, als ich nach draußen kam, dann erst habe ich die Deutschen kennengelernt.

Eine Woche war ich am Frankfurter Flughafen, danach erst bin ich richtig nach Deutschland reingekommen. Von den Leuten, die damals am Flughafen gearbeitet haben, waren die meisten sehr nett. Die Polizisten, die mich aus dem Flugzeug geholt haben, waren freundlich, haben mit mir gesprochen. Aber jetzt weiß ich, daß Polizisten nicht gut sind. Die gleichen Polizisten, die mich im Flughafen empfangen haben, würden mich genauso auch wieder ins Flugzeug setzen und mich zurück in mein Land schicken. Heute weiß ich, daß die deutsche Polizei nicht so freundlich ist. In Ghana gibt es sogar Polizisten, die dir helfen würden zu fliehen. Aber die deutschen Polizisten hier sind glücklich über jeden, den sie rausschmeißen können. Wahrscheinlich erzählen sie abends ihren Ehefrauen: »Heute habe ich wieder einen Schwarzen erwischt und ihn zurück nach Afrika geschickt.«

Jetzt bin ich nun mal in Deutschland. Und wenn du einmal hier bist, ist es sehr schwer, in ein anderes Land in Europa zu gehen. Wenn ich jetzt ein Ticket in der Hand hätte und sagen würde: »Ich will zurück nach Ghana«, dann würden die Deutschen vor Freude in die Hände klatschen. Aber wenn ich zum Beispiel nach Großbritannien wollte, da ist die Grenze total dicht. Wenn ich die Chance gehabt hätte, in ein anderes Land zu gehen, hätte ich das längst gemacht. Aber keine Chance. Wenn ich nur die geringste Möglichkeit hätte, würde ich weglaufen.

Viele Schwarze, die aus Afrika flüchten, kommen nach Europa, aber die

wenigsten nach Deutschland. Weil es hier so schwierig ist. Wenn ich manchmal Kontakt habe mit Schwarzen, die in einem anderen europäischen Land oder auch in den USA leben, wenn wir uns schreiben oder telefonieren, dann kommt ganz oft die Frage: »Warum bleibst Du denn in Deutschland? In Deutschland brennt es doch.« Denn wenn du Ausländer bist, fühlst du dich hier in Deutschland wie in einem großen Feuer.

Wenn du als Deutscher hier lebst, deutscher Bürger bist, dann weißt du: »Ich lebe hier, ich bin hier geboren, wenn ich mich nach den Gesetzen und Regeln verhalte, ist alles in Ordnung.« Aber wenn du ein Ausländer bist, nehmen wir mal uns beide. Wenn wir zum Beispiel zusammen in der Straßenbahn sitzen und eine Kontrolle kommt, was meinst Du, was mit mir passiert? Kannst Du mir das sagen? Und was passiert mit Dir? Nichts! Das ist das Problem. Dich würden sie in Ruhe lassen. Und wenn sie mich nicht direkt zurück nach Ghana schicken, dann bin ich erstmal im Gefängnis. Ich bin ein Mensch wie Du. Habe ich was gestohlen? Habe ich jemanden angegriffen? Nein. Und darum geht's. Deswegen ist Deutschland wie ein großes Feuer. Mein Leben kann sich innerhalb von wenigen Minuten total verändern. Und die meisten, die in anderen Ländern leben und von Deutschland gehört haben, wissen das.

Die Deutschen gehen nach Ghana um Geld zu verdienen

Die meisten Deutschen, die in Ghana sind, arbeiten dort. Und die arbeiten nicht für umsonst. Sie arbeiten, um Geld zu verdienen. Viele Deutsche sagen hier: »Die Afrikaner kommen nur nach Deutschland, um zu arbeiten und Geld zu verdienen.« Aber das machen die Deutschen in Ghana doch auch, sie gehen dahin, um Geld zu verdienen! Sie bekommen ihr Geld von Ghana. Es gibt viele Deutsche, die ihre Geschäfte in Ghana machen, für Geld. Es geht um viel Geld. Aber wenn hier ein Ghanaer ist, der für Geld arbeitet, dann werden sie böse. Ich bin Ghanaer und muß deshalb darüber sprechen.

Wenn jemand hierherkommt, um zu arbeiten, dann ist das doch nicht kriminell! Wenn jemand hier mit Drogen dealt oder irgendwas anderes Kriminelles macht, dann ist das gegen das Gesetz. Aber wenn jemand hier arbeitet, für Geld arbeitet, aber arbeitet, das ist doch der Punkt, dann ist das nicht kriminell. Die meisten Deutschen sind in Ghana, um Geld zu verdienen. Und niemand würde ihnen sagen: »Warum geht Ihr denn nicht zurück nach Deutschland?« Deutschland ist schließlich ein gutes Land, ein reiches Land. Dort gibt es genug Geld. »Geht doch zurück in Euer Land und arbeitet dort.«

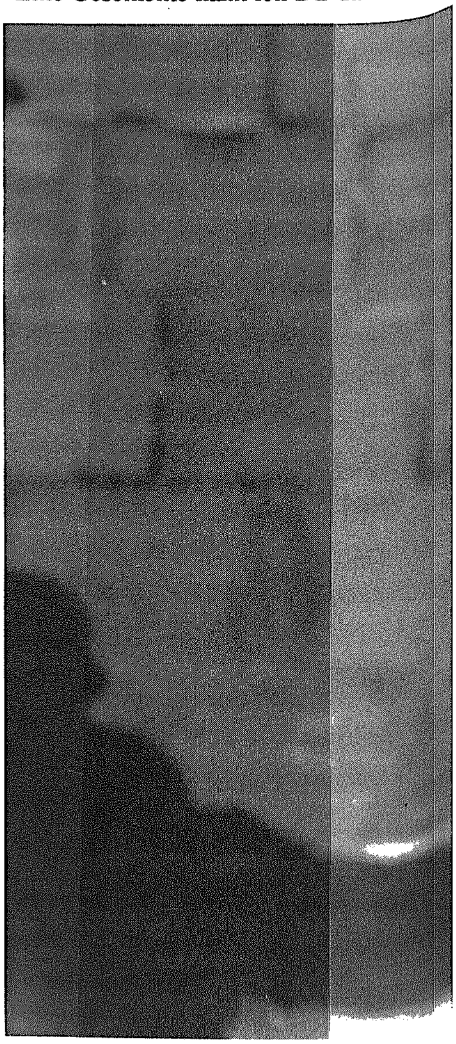
Wenn Deutsche in Ghana sind, dann kriegen die Ghanaer eine Mark, und die Deutschen bekommen drei Mark. Weil sie Ausländer sind. Sie haben keine Famlie dort, haben vielleicht keine Wohnung, so bekommen sie mehr Geld. Aber wenn ein Ghanaer hier in Deutschland ist, dann kriegen die Deutschen eine Mark und der Ghanaer zehn Pfennig. Wie kann das sein? Aber so sind die Deutschen. In meinem Land, in Ghana, kenne ich viele Deutsche. Sie haben eine große Mercedes-Firma dort. Sie sind Ingenieure, Ärzte, Krankenschwestern, sie arbeiten dort und verdienen Geld. Und wenn du zu diesem einen großen Ort gehst, wo die Goldminen sind, dort sind die meisten Deutschen. Und warum? Weil sie Gold finden wollen. Sie wollen Geld, aber niemand sagt: »Hey, Deutscher, geh zurück in Dein Land.« Niemand sagt so was. Warum ist das so?

Deutschland ist perfekt. Fahr mal in Urlaub nach München, von Darmstadt nach München, von Darmstadt nach Hamburg, von Hamburg nach München. Guck dir Deutschland mal an, das ist alles hundertprozentig. Warum geht ihr dann nach Afrika, um die Tiere anzugucken? Diese Tiere sind doch eigentlich für die Afrikaner da und nicht für die Deutschen. Zum Beispiel die Tiere in Kenia sind für die Leute aus Kenia. Aber die Deutschen gehen dorthin, um die Zähne der Tiere zu bekommen. Und sie bringen sogar Elefanten nach Deutschland. Und niemand macht das umsonst, niemand, es geht um's Geld verdienen.

Ich werde wirklich traurig, wenn ich an die Schwarzen denke, die hier arbeiten. Wir arbeiten in einer Firma, kriegen dauernd Probleme mit dem Chef oder dem Vorarbeiter, werden angebrüllt, müssen uns Beschimpfungen anhören und all das. Und trotzdem sind die Deutschen nicht zufrieden. Es ist schwierig hier in Deutschland. Und würde hier ein Chef einem deutschen Mitarbeiter sagen: »Du bist dumm«, oder so was? Niemals! Aber ich mußte mir so was dauernd anhören. Wir hatten fast das gleiche Alter, und trotzdem konnte er so mit mir reden: »Du bist dumm.« In meinem Land hätte ich ihn dafür geohrfeigt. Aber er kann zu mir sagen, was er will, weil ich Ausländer bin. Das ist nicht fair.
Wenn jemand so verdreckt ins Flugzeug kommt, denkst du, der spinnt!

Eine Sache ist total schlimm, und ich denke, damit macht sich Deutschland auch einen ganz schlechten Namen. Nicht nur, was die Regierung angeht, sondern alle Deutschen. Wenn jemand zum Beispiel schon seit fünf Jahren hier lebt, kann er eines Tages einfach abgeschoben werden, ohne Gepäck, direkt nach Ghana oder in ein anderes Land. Was hältst Du davon? Du arbeitest, und dann kommt plötzlich die Polizei und holt dich direkt von der Arbeit ab und setzt dich ins Flugzeug.

Eine Geschichte kann ich Dir da er-



zählen: Ich kenne einen Mann. Sein Asylverfahren war abgeschlossen. Dann ist er zur Ausländerbehörde gegangen und hat denen gesagt, daß er zurück nach Ghana gehen will. Die haben ihm ein Papier vorgelegt, und er hat unterschrieben. Und sie haben ihm nochmal ein Visum gegeben, für einen Monat oder für zwei Wochen. Er hatte einen Job in einer Gartenfirma. Er hat viel draußen gearbeitet und hatte entsprechende Arbeitskleidung an, Arbeitsschuhe. Und dann kam die Polizei, sagte: »Guten Tag, Sie sind der und der, kommen Sie bitte mit.« Er ist zu ihnen ins Auto gestiegen, und sie haben ihn direkt zum Frankfurter Flughafen gebracht, dann ab nach Ghana. Dabei hatte er vorher angekündigt, daß er freiwillig gehen wollte. Da kann man ihn doch wenigstens informieren und vorher Bescheid sagen, dann und dann muß er gehen.

Selbst wenn sie Angst haben, daß er wegrennt, dann könnten sie ihn doch zumindest vorher nach Hause bringen, damit er sich umziehen und was zusammenpacken kann. Er ist schließlich auch ein Mensch. Aber sie setzen ihn in seinen dreckigen Arbeitsklamotten ins Flugzeug. Im Flugzeug sitzen die reichen Leute. Wenn jemand so verdreckt ins Flugzeug kommt, denkst du, der spinnt! Die Person ist nicht normal. Sie haben ihn einfach so mitgenommen. Und es hat an dem Tag sogar noch geregnet. Er war total verdreckt und durchnäßt.

Das gleiche ist einem anderen Freund von mir passiert. Irgendwann, mitten in der Nacht, es war zwölf oder ein Uhr nachts. Da klopften sie an der Tür. Er dachte, es wäre sein Freund, weil der vorher in die Disco gegangen war. Er öffnet und zwei Polizisten stehen vor der Tür. Er wollte laut um Hilfe rufen, aber sie haben ihm den Mund zugehalten. »Du mußt jetzt zurück in Dein Land.« Aber warum? Er sagte: »Ich will meinem Freund eine kleine Nachricht hinterlassen, damit er weiß, was passiert ist.« Er hat einen kleinen Zettel geschrieben, aber einer der Polizisten hat den Zettel genommen und ihn zerissen. Er hat das wahrscheinlich gemacht, damit der Freund nichts mitbekommt. Vielleicht könnte sich der Freund dann kümmern, oder ein Anwalt findet was heraus. Sie haben ihn direkt um fünf Uhr morgens ins Flugzeug gesetzt.

Diese Behandlung durch die Deutschen ist so schlimm. Jeder, der mit dem Flugzeug reist, will sich schließlich vorbereiten, will gute Kleidung tragen, damit alle sehen, daß er auch eine Person ist. Aber die Deutschen behandeln uns nicht wie normale Menschen und schicken uns einfach so zurück in unser Land. Und das kann genauso mir passieren. Das ist total schlimm.

Ich kenne auch ein paar Leute, die vor der Abschiebung im Gefängnis sitzen mußten. Sie stecken sie ins Gefängnis, weil die Papiere für den Transport noch nicht komplett sind. Erst wenn die Papiere fertig sind, schicken sie dich nach Ghana. Aber das passiert in den meisten Fällen nicht. Wenn du nämlich im Gefängnis sitzt und dein Anwalt für dich kämpft, hast du vielleicht Glück, und er kann erreichen, daß du doch hierbleiben kannst. Deswegen stehlen sie dich lieber und schicken dich direkt weg. Dann gibt es nicht die Möglichkeit, daß sich jemand für dich einsetzt. Ich glaube, daß das gegen das Gesetz ist, einfach jemanden so abzuschieben. Aber die haben die Macht, sitzen in ihren Büros, unterschreiben irgendein Papier, und dann wird's gemacht. Das ist doch auch illegal. Das ist kriminell, das ist Deutschland. Manchmal denke ich, mit all den jungen Leuten, die langsam erwachsen werden, vielleicht wird es mit denen anders. Weil manche verstehen die Ausländer ein bißchen. Vielleicht wird es Veränderung geben, aber das wird lange dauern.


Foto: Wolfgang Müller

Immer, wenn du draußen bist, findest du keine Ruhe

Das ist schon seltsam hier in Deutschland. Wenn ich mit meinem Land vergleiche oder auch mit anderen, ist es hier viel komplizierter. Wenn du hier ohne Aufenthaltserlaubnis lebst, hast du nie deine Ruhe. Du verläßt dein Land, um Ruhe zu finden, kommst hierher, und die Probleme gehen weiter. Erst wenn die Probleme in deinem eigenen Land gelöst sind, dann kehrt Ruhe ein. Die Probleme hier in Deutschland sind zum Teil sogar größer als in deinem

eigenen Land. Vielleicht wirst du in deinem eigenen Land umgebracht, sie erwischen dich, und wenn du gestorben bist, dann hast du deinen Frieden. Oder wenn du weißt, du mußt 20 Jahre lang ins Gefängnis, dann ist das wenigstens klar, du weißt, nach 20 Jahren ist es vorbei.

In Deutschland wirst du erst aufgenommen, sie sagen: »Wir wollen Dir helfen, Deine Probleme zu lösen«, und dann kannst du vielleicht in dein Land zurückkehren. Aber es gibt keine Versprechen, keine eindeutigen Aussagen, zum Beispiel, daß du heute oder morgen zurückgehen mußt. Es gibt keine Sicherheit, jederzeit kann es passieren, daß du gehen mußt, dann, wann sie wollen. Dann heißt es einfach: »Los jetzt!«, so wie Klinsmann seine Tore schießt. Du kennst doch Klinsmann, diesen berühmten Fußballspieler. Er spielt, aber es ist nicht vorhersehbar, wann er seine Tore schießt. Das passiert ganz plötzlich, so wie es uns Ausländern passiert. Die Deutschen sind gefährlich, so gefährlich wie Klinsmann als Fußballspieler. Verstehst Du, was ich meine? Sobald Klinsmann die geringste Chance bekommt, schießt er. Genauso ist es mit der deutschen Polizei. Wenn die auch nur eine Chance sehen, dann bist du weg. So ist Deutschland. Es gibt einige Deutsche, denen das nicht gefällt. Aber sie können nichts dagegen tun. Sie haben keine Macht.

Was ich bei all dem fühle, kann ich gar nicht so richtig beschreiben, ich glaube nicht so, daß Du es wirklich verstehen würdest. Weil das geht direkt an's Herz. Wenn du auch nur für eine Stunde glücklich bist, dich dann aber wieder an all das erinnerst, dann gehst du total kaputt. Manchmal hat mich meine Freundin gefragt: »Hey, was ist los mit Dir?« Manchmal, wenn du an die ganzen Schwierigkeiten denkst, kannst du alles andere um dich herum vergessen. Du hast kein Visum. Besonders dann, wenn du auf dem Weg nach draußen bist, wenn du draußen jemanden treffen willst, dann kreisen die ganze Zeit diese Gedanken in deinem Hirn. Bis du wieder zu Hause bist. Dann erst fühlst du dich besser.

Immer, wenn du draußen bist, findest du keine Ruhe. Alle zwei oder drei Stunden muß ich meine Freundin anrufen, ihr sagen, daß alles in Ordnung ist, daß ich noch am Leben bin. Verstehst Du? Das ist ein ganz schlimmes Gefühl. Nie kannst du dich gut fühlen, nie. Zum Beispiel Du, oder auch jede andere Person, wenn Du nicht gerade krank bist, wenn Du Spaß mit Deinem Ehemann oder Geliebten oder mit Deinem Kind hast, das fühlt sich gut an in Deinem ganzen Körper. Aber jemand, der illegalisiert hier lebt, kann das gar nicht. Du kannst dich nie durchgängig von morgens bis abends gut fühlen. Von 24 Stunden gibt es vielleicht einige wenige, die okay sind, der Rest ist schlimm. Du bist traurig, nervös, hast Kopfschmerzen, bist verwirrt, vergißt dauernd irgendwas. Das passiert dauernd, wenn du nachdenken mußt.

Wenn du rausgehst, willst du diese grünen Autos nicht sehen, willst du keine grüne Uniform sehen, willst du kein tatütata hören. Das macht total nervös. Und wenn du in der Straßenbahn sitzt und nur »Guten Tag« hörst, zuckst du schon zusammen. Vielleicht ist es ja der Kontrolleur, oder jemand anderes kann dir Probleme machen, jeder kann dir gefährlich werden. Du bist die ganze Zeit nervös, traurig, vergeßlich, verwirrt. Du kannst einen Bekannten treffen und kriegst es gar nicht mit. Du bist nicht normal. Wenn du illegalisiert hier leben mußt, bist du nicht normal. Du bist verrückt.

Zum Beispiel: wenn ich auf dem Luisenplatz bin, habe ich genaue Vorstellungen, was ich im Notfall mache. Du kennst doch diese Unterführung. Wenn was passiert, dann springe ich. Diese Unterführung neben der Post. Wenn die Polizei nach dem Ausweis fragt und du dich umdrehst und wegrennst, dann verfolgen sie dich. Wenn ich da runterspringe, können sie mir nicht mehr folgen. Da fahren dauernd Autos. Vielleicht habe ich Glück und eins erwischt mich. Dann habe ich Ruhe.

Wenn Du mal davon hören solltest, sei nicht traurig, das ist Teil des Lebens. Siehst Du? Das ist meine Idee, und das ist eine gute Idee. Zwei Minuten, bumm, und alles ist vorbei. Gute Idee. Immer, wenn ich auf dem Luisenplatz bin, habe ich das im Kopf. Woanders kannst du gar nicht hin. Wenn die Polizei dich mit ihren Wagen verfolgt, dann kriegen sie dich. Ich bin kein Krimineller, ich habe niemanden umgebracht, ich bin kein Dealer. Aber ich will nicht zurück in mein Land, nicht jetzt. Zumindest nicht bis Dezember. Vielleicht verliert die jetzige Regierung bei den Wahlen. Dann kann ich gehen. Aber von heute bis Dezember geht es nicht.

Wenn Du irgendwann in der Zeitung liest oder von anderen Ghanaern hörst, ich bin tot, dann weißt Du, wo es passiert ist. Das ist meine Idee. Und das ist Teil des Lebens. Wenn Du meine Situation kennst, dann weißt Du, das ist eine gute Idee. Autos sind schnell.

Als wir uns das letzte Mal getroffen haben, habe ich Dir von einem erzählt, der aus dem Fenster gesprungen ist und beide Beine verloren hat. Das war in Heppenheim. Sie wollten ihn kriegen und nach Hause schicken. Deswegen ist er gesprungen. Aber so leiden will ich nicht. Die Unterführung ist ein guter Ort. Du brauchst deswegen nicht nervös zu werden. Ich bin es auch nicht. Das geht ganz schnell. Aber wenn es soweit ist, dann sollst Du meine Sachen zusammensammeln und alles meiner Tochter schicken. Sie kennt ihren Vater gar nicht. Das ist also kein so großes Problem. Wenn ich sterbe, wird sie nicht allzu traurig sein. Weil sie mich sowieso nicht kennt.

Das Interview ist dem gerade erschienen Buch: "Ich hatte kein Kleingeld" von Dorothea Schütze (in gekürzter Form und mit Untertitel versehen) entnommen.

In diesem Buch erzählen Flüchtlinge und EinwanderInnen von ihren Erfahrungen mit alltäglichen Rassismus - unkommentiert.

Ihre Erzählungen sind Originaltöne, persönliche Wahrnehmungen und Empfindungen - sie sind subjektiv.

Dabei geht es sowohl um Erlebnisse mit offensichtlicher Diskrminierung von anders denkenden, anders lebenden, anders aussehenden Menschen, als auch um den subtilen Rassismus, der nicht Betroffenen weitgehend verborgen bleibt oder so weit zur gesellschaftlichen Normalität gehört, daß er nicht wahrgenommen wird.

"Ich hatte kein Kleingeld ..."
Erfahrungen mit alltäglichem Rassismus
16 Gespräche mit Flüchtlingen und EinwanderInnen, geführt von Dorothea Schütze.
Justus von Liebig Verlag Darmstadt
ISBN 3-8739-0120-X, DM 14,80
zu bestellen über den Buchhandel oder :Version, Vor den Siebenburgen 32, 50676 Köln, Tel.: 0221/3100961

Termine

Schwarze Tage - Bielefeld, 4. - 5. Oktober 1996 im Arbeiterjugendzentrum, Heeper Str. 132

Die SCHWARZEN TAGE sind ein libertäres Kunst- und Kulturfestival, das alle 2 Jahre im Bielefelder Arbeiterjugendzentrum veranstaltet wird, in diesem Jahr das 3. Mal nach 1992 und 1994. Das Programm umfaßt Lesungen, Vorträge, Konzerte, Ausstellungen, Film, Theater, Performance...

Das vorläufige Programm sieht folgendermaßen aus:

Freitag, 4. Oktober

Beginn: ca. 16.00 Uhr mit Kindertheater; "Fabula rasa" (Jonglage)

17.00 Uhr: Christoph Knüppel (Herford): Lesung aus frühen Briefen und Tagebüchern von Gustav Landauer

19.00-19.30: Wolfgang Sterneck (Hanau) Vortrag/Workshop (Dias, Tonbeispiele): "Der Kampf um die Träume - Musik zwischen Rebellion und Vereinnahmung: Punk, Hardcore, Techno"

21.00: F.B. Pichelstein (Münster): "Kannibalen '96 - Songs und Stories"

ab 22.30-23.00: Konzert mit "Guts Pie Earshot" (Köln) und 1-2 weiteren Gruppen

im Laufe des Abends: Clown "Feurio" (Jongleur/Feuerspucker)

Samstag, 5. Oktober

im Laufe des Nachmittags: Musiktheater 'Werkschutz' (Köln); "Die Animals" (Straßentheater) - 'Die Hochstaplerinnen' (Kabarett/Akrobatik)

15.00: Wolfgang Eckhardt (Berlin): "Den Pfiff des Feuers hîren". Die 'Ausgewählten Schriften' Bakunins - Vorstellung einer Neuerscheinung

17.00: Thorsten Hinz (Algolsheim): "Paul Feyerabend - Ein Anarchist?"

19.00: Matthias Ring/Jens Hallmann (HH/Berlin), "Kritik einer Trennung" (Titel wird noch geändert) - Diavortrag zum Thema Kunst und Politik im 20. Jahrhundert

20.00-21.00: Große SOCIAL-BEAT-Lesung mit A. Pfeiffer (Wiesbaden), Schreibtisch Größenwahn (Münster), Kulturvereinigung 'Poworot' (Leipzig), J.-A. Dahlmeyer ('Der Stîrer', Berlin), S.U.B.H. (Braunschweig/Cottbus), "Blackbox" (Bielefeld), Büro für Lebensfreude - KGB hoch 3 (Günther Kahrs, Bremen), P. Schiemann (Düsseldorf), Gringo Lahr (Leverkusen) u.a.

ab 22.30-23.00: Konzert mit "Die Fremden" (Berlin), "Caution Sceams" (Münster)

Sonntag, 6. Oktober:

ab 11.30: Frühstück für alle Beteiligten im Café 'Parlando' (Wittekindstr. 42)

Wie gesagt, das Programm ist vorläufig, unvollständig und hinsichtlich Zeitplan, Anfangszeiten usw. ohne Gewähr. Wir nehmen einen Eintritt von 15 DM pro Tag (der alle Veranstaltungen einschließt).

Wer an einer Teilnahme oder weiteren Informationen interessiert ist, sollte sich wenden an:

Vorbereitungsgruppe Schwarze Tage
c/o Café Parlando
Wittekindstr. 42
33615 Bielefeld

Wir verschicken dann das vollständige und offizielle Programm (inkl. Wegbeschreibung). Hinweis: Schlafplätze können wir nur für diejenigen besorgen bzw. garantieren, die sich rechtzeitg anmelden.



Foto: Sabine Adorf/Version

"Wir werden zu Sklaven dieser Firma"

Der Babynahrungshersteller Hipp und nachhaltige Bananenproduktion in Costa Rica

Boris Scharlowski



Alle Fotos: Lugiano Cappelli

Seit der Rio-Konferenz im Jahre 1992 ist Nachhaltigkeit ein Dauerthema. Die einen verstehen darunter eine Art ökologischen Generationenvertrag, der - unter Einbeziehung des Südens - das Fortbestehen des Planeten garantieren soll; die anderen reduzieren das hehre Ansinnen schlicht auf eine Form umweltgerechten Wirtschaftens, das das Fortbestehen des real existierenden Systems perpetuieren möge. Doch wenn in der Sache bislang keine nachhaltige Veränderung des Verhältnisses zwischen Nord und Süd spürbar geworden ist, so hat zumindest der Begriff unterdessen eine internationale Karriere hinter sich gebracht. Daß 'Nachhaltigkeit' alles andere als eine grüngefärbte Worthülse sein kann und jenseits des Begriffswirrwarrs eine konkrete Alternative zur Ausbeutung von Mensch und Umwelt sowie brutaler Weltmarktintegration darstellen könnte, machen die Anstrengungen einiger indigener Kleinproduzenten in Costa Rica deutlich. Ihre 'nachhaltig' erzeugte Banane hat offensichtlich nur wenig mit der marktgerechten Bio-Banane gemein, die zunehmend unsere Supermärkte erobert. Nach dem Artikel der FAU zu 'fairem' Bio-Kaffee aus Mexico in der letzten Nummer wird im folgenden ein Aspekt der Problematik einer anderen Kolonialware ausgeleuchtet.

José Gallardo ist Bananenproduzent und arbeitet in der costaricanischen Region Talamanca für die Kleinbauernvereinigung UCANEHU. Er ist Indígena und gehört dem Volk der Bribri an. Cileke Comanne und Javier Bogantes hingegen vertreten die Fundación Güilombé. Die Stiftung unterstützt u.a. UCANEHU bei der Produktion und der Vermarktung organischer Erzeugnisse. Alle drei befanden sich soeben auf Einladung der Bananen-Kampagne und BanaFair in Deutschland.

Faden: *Ihr kommt aus Talamanca, einer Region Costa Ricas, die nur wenige hier kennen dürften. Wie sieht es dort aus?*

Gallardo: Talamanca ist im Süden Costa Ricas. Die Region liegt an der Atlantikküste und gehört zum Departement von Limón. Sie erstreckt sich vom Meer bis in eine Höhe von 3.800 m. Es gibt dort einige Nationalparks und ein Indígenareservat. In Talamanca leben in erster Linie drei Kulturen miteinander. Erstens: die indigene Kultur, die sich aus den Bribri- und Cabecar-Völkern zusammensetzt. Zweitens: die afrokaribische Kultur, die vor allem an der Küste zu finden ist. Und drittens eine Gruppe von campesinos. Diese Gruppe kam allerdings erst im Zuge der Bewirtschaftung mit Bananen in die Region.

Und wie leben die Menschen?

Gallardo: Verglichen mit dem Lebensniveau in der Hauptstadt ist unseres weitaus geringer. Wir leben entsprechend unseren Gebräuchen und brauchen wenig. Den größten Reichtum,

den wir besitzen, ist die Natur. Meistens werden diejenigen, die viel Geld besitzen, als reich bezeichnet. Dabei ist ihr Reichtum zerstörerisch. Was uns betrifft, sind wir unter finanziellen Gesichtspunkten arm, was aber den Rest betrifft, sind wir reich.

Wem gehört der Boden, den Ihr bewirtschaftet?

Gallardo: Unser Territorium ist im Namen der Indígena-Gemeinde ins Grundbuch eingetragen. Der Boden gehört also der Gemeinschaft. Es gibt bei uns keine individuellen Landtitel. Er gehört der Entwicklungsvereinigung, in der sich alle versammeln und die ein Leitungsgremium wählt. Allerdings kann die Vereinigung den Bauern den Boden in Form einer Art Pacht übereignen. Die Entwicklungsvereinigung vertritt uns zudem im Falle jeglicher Streitigkeiten.

Ihr sprecht von der nachhaltigen Bananenproduktion. In Europa kann man sich schwerlich darunter etwas vorstellen.

Bogantes: Nicht nur wir sprechen davon. Der Begriff der Nachhaltigkeit wird auch seitens der Bananenkonzerne benutzt. Sie verwenden ihn allerdings in einer sehr eigennützlichen Weise. Wenn wir hingegen von nachhaltiger Bananenproduktion reden, beziehen wir uns zunächst auf ein Grundprinzip: die Biodiversität. Daneben umfaßt unser Konzept die Einlösung sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Aspekte.

Einmal konkret. Gibt es einen Unterschied zwischen Eurer 'nachhaltigen' und einer 'normalen' Bio-Banane?

Gallardo: Wir praktizieren eine traditionelle Bewirtschaftung. Seit Anbeginn haben die Indígenas diese Form des Anbaus angewendet. Dabei versuchen wir, die Gegebenheiten der Natur zu achten. Auf unseren Böden produzieren wir neben Bananen, auch Orangen, Avocados und andere Erzeugnisse, die in der Region konsumiert werden. Dabei achtet unsere Anbauform die Natur und im besonderen das Wasser. Denn für uns bedeutet Wasser nicht nur Trinkwasser, sondern stellt auch einen unserer wichtigsten Transportwege dar. Die von uns nachhaltig erzeugten Bananen dienen im besonderen unserer Selbstversorgung. Die Bio-Bananen hingegen werden in erster Linie für den Export produziert. Dafür müssen z.B. die Kontrolle gewährleistet sein sowie bestimmte Produktionstechniken angewendet werden.

Comanne: Überhaupt ist der traditionelle Anbau in ein komplettes Agroökosystem integriert. Dieses ist in hohem Maße diversifiziert und deshalb sehr stabil. Wir legen äußersten Wert darauf, daß sich das alte System erhält und eine Monokultivierung bei den Kleinbauern vermieden wird.

Wenn ich Euch also recht verstehe, ist eine nachhaltige Produktion mit einem monokulturellen Anbau unvereinbar?

Bogantes: Ich möchte einmal ein Beispiel für den monokulturellen Anbau geben. Viele der hochgiftigen Pestizide werden von Flugzeugen aus der Luft gesprüht. Diese Methode hat schlimmste Folgen für die Menschen auf den Plantagen und in ihrer Nachbarschaft sowie für das Ökosystem. Sogar die Leute, die nicht gewählt haben, in der Bananenproduktion zu arbeiten, sind davon betroffen.

Dabei stellen die Pestizide ein sehr großes Problem dar, denn es ist schwer dagegen vorzugehen. So haben wir z.B. die Erfahrung gemacht, daß das Pestizid Aldicarp vom Markt zurückgezogen wurde und dafür ein anderes, Terbufos, empfohlen wurde. Wieso aber wurde es verboten? Aldicarp wurde 1988 zurückgezogen, weil in Bananen, die in die USA exportiert wurden, Rückstände nachgewiesen werden konnten. Sofort verboten Gesundheitsbeauftragte der USA den Import der belasteten Früchte. Nicht etwa die Gesundheit der Arbeiter war der Grund für das Verbot, sondern die Risiken, die die Konsumenten eingehen. Im übrigen sind beide genannten Pestizide ähnlich gefährlich.

Kurz: Diese Anbauform funktioniert nicht mit, sondern gegen die Natur. Wir müssen uns darüber im Klaren sein, daß der konventionelle Bananenanbau in keiner Weise nachhaltig ist. Dort werden enorme Mengen von z.T. hochgiftigen Agrochemikalien benutzt, die Fruchtbarkeit der Böden und die Biodiversität



unumkehrbar zerstört. Dadurch wird die Gesundheit vieler Arbeiter ruiniert. Wenn wir also über eine Reform der konventionellen monokulturellen Anbauform sprechen, müssen wir uns klar sein, daß wir auf diese Weise lediglich eine Verringerung der Nebenwirkungen erreichen können.

Können Multis überhaupt nachhaltig wirtschaften?

Bogantes: Das Thema der nachhaltigen Bananenwirtschaft impliziert einen Gesinnungswechsel. Wir können keine nachhaltig erzeugten Produkte mit den konventionellen Wertvorstellungen herstellen. Das Konzept der Nachhaltigkeit verlangt von uns neue Kriterien im Umgang zwischen den Menschen und in ihren Beziehungen zu Wirtschaft und Umwelt. Aber welche Motive bewegen die Multis? In erster Linie sind das die Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit, die Unternehmensexpansion sowie die Ausbeutung von Mensch und Natur. Es ist sehr naiv zu glauben, daß sie von einem Tag auf den anderen diese Werte ändern werden. Sie reden davon, doch scheint es mir mehr als schwierig, daß sie das wirklich umsetzen werden.

Derzeit werden Eure Bananen zu Püree für Kindernahrung verarbeitet. Warum verkauft Ihr keine frischen Früchte nach Europa?

Comanne: Für die Vermarktung von frischen Bananen muß man verschiedene Erfahrungen besitzen, die wir noch nicht haben. Wir haben deshalb vor ungefähr eineinhalb Jahren mit dem Verkauf von Bananen für die Püreeherstellung begonnen. Dem deutschen Unternehmen Milupa mußten wir damals garantieren, daß die Bananen organisch erzeugt wurden. Um den zweiten Schritt, die Vermarktung unserer Bananen in Costa Rica, durchzuführen, sind wir gerade dabei, einige logistische sowie infrastrukturbezogene Probleme in den Griff zu bekommen. Gerade die Produktion und der Handel mit frischen Bananen erfordern eine ziemlich komplexe Logistik. In einem dritten Schritt wollen wir Frischware nach Europa exportieren.

Durch diesen Schritt habt Ihr Erfahrungen mit multinationalen Konzernen sammeln können. Welche Rolle spielt für Euch die Integration in die Strukturen des Weltmarkts?

Bogantes: Die Integration in den Weltmarkt hat für uns eine große Bedeutung. Es geht darum, daß auch Kleinproduzenten Zugang zu diesem Markt finden und ihre Produkte zu fairen Preisen verkaufen können, um damit Überschüsse zu erwirtschaften. Doch muß dies gleichzeitig mit einer Politik verbunden werden, die die Prinzipien der Selbstversorgung und der Nahrungsmittelsicherheit respektiert.

Und welche Erfahrungen habt Ihr mit den Vermarktungsfirmen bisher gemacht?

Gallardo: Derzeit sind verschiedene Unternehmen in Talamanca aktiv. Dazu gehören auch das deutsche Unternehmen Hipp und deren Tochterfirma Trobanex. Doch Hipp interessiert sich nicht dafür, wie unsere Natur, die unseren größten Reichtum darstellt, nachhaltig geschützt werden kann. Auch wie die Lebensbedingungen der Bevölkerung verbessert werden können, interessiert die Firma nicht. Sie interessiert sich nur dafür, ihre Gewinne zu vergrößern. Über Einzelverträge werden die Produzenten verpflichtet, Erzeugnisse, die seitens der Firmen zertifiziert wurden, nur mir ihrer Zustimmung an Dritte zu verkaufen. Dabei wird aber die Rolle der von uns gewählten Entwicklungsvereinigung, die üblicherweise unsere Interessen vertritt, nicht respektiert. Das von Hipp eingeführte System widerspricht unserer Kultur. Wir werden dadurch zu Sklaven dieser Firma gemacht.

Bogantes: Wir können hier keineswegs von einem nachhaltigen Wirtschaftssystem sprechen. Hipp beutet die traditionelle Bribri-Kultur aus, denkt aber nicht daran, die Kenntnisse der Bauern über Techniken der organischen Produktion zu verbessern. Im Falle von Hipp kann man nur feststellen, daß die Firma nach kolonialistischen Prinzipien handelt.

Wie organisieren sich die Kleinproduzenten in der Region Talamanca angesichts dieser Situation?

Bogantes: Im Bananensektor existieren verschiedene Organisationen, in denen Kleinproduzenten zusammengeschlossen sind. Eine davon ist UCANEHU, eine andere heißt UCABANO, eine weitere APTA. Dies sind Organisationen, die auf Gemeindeebene zur Problematik der Banane arbeiten. UCANEHU setzt sich z.B. aus zwei Gruppen zusammen: einer indigenen und einer nicht-indigenen. Diese beiden Gruppen haben sich zusammengefunden, um ihre Bananen - aber auch andere Feldfrüchte - zu vermarkten.

Gallardo: Was uns Indígenas betrifft, wollen wir mithilfe dieser Organisationen erreichen, daß die Produzenten frische Bananen direkt an die Vermarktungsgesellschaften verkaufen können. Später wollen wir eine Verarbeitungsfirma aufbauen. Denn wir wollen nicht nur Rohstoffe, sondern auch verarbeitete Produkte verkaufen können. Dabei geht es nicht nur darum, daß die Produzenten ihre Arbeit bezahlt bekommen, sondern daß grundsätzlich das Lebensniveau in den Gemeinde verbessert wird. Aus unserer Sicht geht es nicht allein darum, möglichst viele Bananen zu ernten, sondern vor allem gemeinsam voran zu gehen.

Bei den Bio-Bauern von Talamanca

Es gibt sie tatsächlich: zertifizierte Bio-Bananen in Costa Rica. Sie werden von Kleinbauern in der Talamanca-Region angebaut, im äußersten Südosten Costa Ricas, an der Grenze zu Panama. Allerdings verfügen die Bauern (noch) nicht über die nötige Logistik für einen Export der Früchte, die Ware wird im Inland zu Püree zermahlen. Rudi Pfeifer hat die Region im Dezember '95 besucht.

Vier- bis fünfhundert Familien zwischen Limón, Sixaola und Puerto Viejo bauen traditionell und extensiv die "bananos criollos" an, die auf dem lokalen Markt verkauft werden. Die meisten Produzenten allerdings leben im Indígena-Reservat Talamanca. Es ist eine abgeschiedene, schwer zugängliche Bergregion, nur teilweise durch Straßen erschlossen. Hinter Bribri muß erstmal ein Fluß durchquert werden, weil die einzige Brücke seit langem kaputt ist. Nicht nur geografisch besteht keinerlei Ähnlichkeit mit den Großplantagen an der Atlantikküste, auch die Produktionsweise ist eine andere. Die Bauern haben eigenes Land, von ein, zwei Hektar bis zu zwanzig. Hier wachsen auf ganz natürliche Weise Bananen zwischen Kakao-, Zitronen- oder Ananaspflanzen. Gerardo Gallardo País, der ungefähr 15 ha mit seiner Familie bewirtschaftet, erklärt: *"Wir halten uns an unsere traditionellen Anbaumethoden. Wir wollen keine Monokulturen. Es wächst und gedeiht alles nebeneinander. Erstmal für uns selbst, den Rest verkaufen wir."* Für die Bananen wird eine Pflanzungsdichte von höchstens 500 Stauden pro Hektar eingehalten. In der agro-industriellen Plantagenproduktion sind es oft mehrere Tausend.

Die Bio-Produktion ist begehrt. Ein Funktionär von Dole war schon da, um zu fragen, ob die Bauern für ihn produzieren würden. Das wollten sie aber nicht: wichtiger als Geld ist ihnen, ihre Tradition und Kultur zu erhalten. Auch auf der jüngsten Bio-Messe in San José gab es viele Kaufinteressenten aus USA, Schweiz und Italien für diese organischen "bananos criollos", aber die produzierten Mengen sind zu gering. Und auf dem lokalen Markt ist die Konkurrenz durch den rechazo (Ausschuß) der konventionellen Plantagen zu stark, als daß die organischen Bananen einen bedeutenden Markt erobern könnten. So bleiben als Abnehmer vorerst weiterhin nur die Babybrei-Hersteller.

Im November 1994 begann Hipp, über seine costaricanische Tochterfirma Trobanex, die organischen Bananen anzukaufen und in Costa Rica zu Püree zu verarbeiten, das dann zur Produktion von Babynahrung nach Deutschland exportiert wurde. Schon bald aber gab es die ersten Konflikte. Die Bauern empörten sich über die Geschäftspraktiken von Hipp/Trobanex und begannen im April 1995 an die Firma Gerber in San José, als lokale Vertretung von Milupa, zu verkaufen. Auch der ehemalige Hipp/Trobanex-Repräsentant in Costa Rica trennte sich von diesen Unternehmen, wegen deren *"neofaschistischen und kolonialen Praktiken"*, soll er gesagt haben.

Die Bauern sind gut organisiert. Die Produzentenvereinigungen UCABANO (aus dem küstennahen Gebiet) und JENEHU (im oberen Bereich des Indígena-Reservates Talamanca) haben ihre eigene Vermarktungsfirma: UCANEHU S.A. Weitere Produzenten sind in APPTA (Asociación de pequeños Productores de Talamanca) und ABACO (Asociación de Bananeros Costaricenses) organisiert. In Fragen der organischen Landwirtschaft, Ausbildungs- und Schulungskursen werden sie von der Umweltorganisation Fundación Güilombé beraten und begleitet. Die Zertifizierung als anerkannte Bio-Ware nimmt die französische Kontrollorganisation Eco-Cert vor. Bei Hone Creek, in der flachen Küstenregion, hat UCANEHU eine Sammel-, Sortier- und Waschanlage errichtet. Etwa 90.000 kg monatlich gehen von hier per LKW in die Fabrik nach San José. Sofern die Nachfrage da ist.

Um einen stabileren Absatz zu haben, wollen die Bauern einen eigenen Laden für ihre Bio-Produkte in San José eröffnen. Darüberhinaus haben sie den Wunsch, ihre Bananen künftig als Frischware, als ganze Frucht zu exportieren. Aber es gibt noch keine Erfahrung damit, sondern nur viele ungelöste Fragen bezüglich Qualität, Transportfähigkeit und Verhältnis von Transportkosten zu Menge. Martín Biolley, Vorstandsmitglied von UCANEHU, den wir an seiner Arbeitsstelle im einzigen Telefon-Posten weit und breit antreffen, setzt große Hoffnung in einen möglichen Export: *"Aber,"* sagt er, *"die Frage wird sein, inwieweit die Konsumenten eine Banane mit Fehlern akzeptieren werden."*

Rudi Pfeifer, BanaFair



Diesen Text von Sub- Marcos drucken wir aus folgenden Gründen ungekürzt ab:
Zum einen, weil Marcos eine sehr poetische und poltische Parabel vom Weg ohne Anfang und Ende erzählt; einem einzigartigen Weg, den die Zapatistas beschritten haben. Diesem Weg, der niemals sein Ziel erreicht, doch bei jedem weiteren Schritt eine Veränderung in sich birgt. Ein mühsamer und endloser Weg wie der alte Antonio meint.
Zum anderen, da der Text ein Resümee des vor fast drei Jahren begonnenen Aufstands zieht. Er benennt nocheinmal seine Ursachen, die rassistische und soziale Ausgrenzung der Indígenas. Aber er erneuert auch unmißverständlich die Forderungen nach Demokratie, Freiheit und Gerechtigkeit, während die mexikanische Regierung mit Militarisierung, weiterer Ausgrenzung und Tod antwortet und offensichtlich nur auf dem Papier am Verhandlungstisch um ein bißchen Freiheit, ein wenig mehr Gerechtigkeit oder ein Quäntchen Demokratie feilscht.
Wegen offener Ignoranz der zapatistischen Vorschläge zur Staatsreform, weiterer militärischer Aufrüstung in Chiapas und rassistischem Verhalten seitens der mexikanischen Regierung haben die Zapatistas Anfang September die Verhandlungen abgebrochen.
Die Red.

Der Text ist aus: "Land und Freiheit", Sonderblätter der Zeitschrift "Die Aktion", Edition Nautilus, Am Brink 10, 21020 Hamburg



Begrüssungsworte

des Ejército Zapatista de Liberación Nacional zur Eröffnung des Sonderforums für die Staatsreform

San Cristóbal de Las Casas, Mexiko 30. Juni 1996

Aus meiner Stimme spricht die Stimme des Ejército Zapatista de Liberación Nacional.

JUNI sinkt mit seiner wässerigen Regenmaske auf die Berge herab. Ein Mond mit dunklem Regencape schützt seine Haut vor den Spritzern des schlammigen Schmerzes der indigenen Wirklichkeit. Ein in ungleichmäßigen Zügen mit blauer Tinte geschriebener Brief vermittelt die müde Sorge, daß der ein wenig fremde und ein wenig eigene Tod die mißtönende Hand des Bruders führt, der schreibt, damit das Herz liest.

„Kalendergeschichten" von Bertolt Brecht. Eine Ausgabe, deren Titeleinband ein Kalenderblatt darstellt, auf dem steht „Mittwoch, 19." Im Inneren, in einer der „Geschichten vom Herrn Keuner", heißt es „von der Mühsal der Besten":

„Woran arbeiten Sie?", wurde Herr Keuner gefragt. Herr Keuner antwortete: „Ich habe viel Mühe, ich bereite meinen nächsten Irrtum vor."

Es zittert das doppelte Herz, das liest, es zittert das Herz, das schreibt, es zittert der Tod, der zweifelt, ob er es wegreißen oder seine unerträgliche Runde fortführen soll. Tod und Leben blinzeln, sie zwinkern mit Augen und Räumen, der eine folgt dem anderen, die Münze hängt immer noch in der Schwebe, die end-

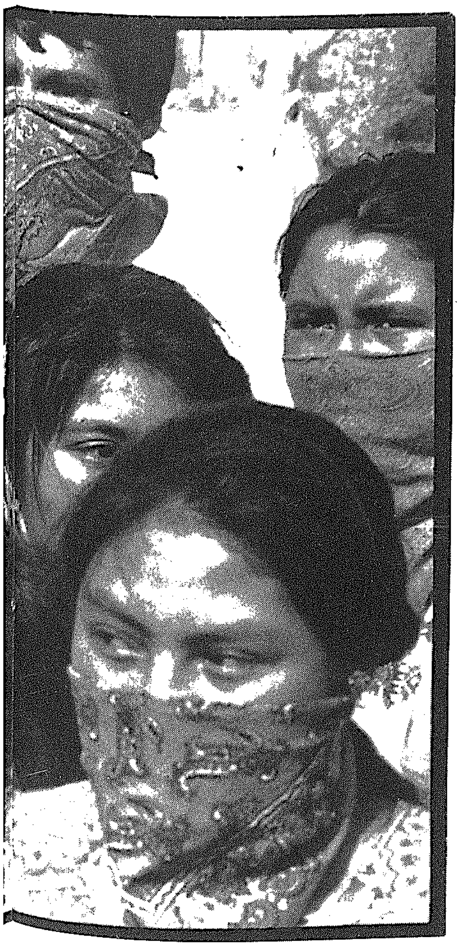


Foto: David Rosales /version

gültige Entscheidung zwischen Kopf und Adler, Kopf oder unmöglicher Kopf, Adler oder unerwarteter Adler. Einige Tropfen trüben die Blätter blau, es regnet drinnen wie gestern draußen. Gestern, 10 Jahre gestern, 120 Monate gestern, 3650 Tage gestern. Gestern...

GESTERN drang der Regen überall ein. Die Hütte des Alten Antonio war wie ein nutzloser Schatten im Sturm, mit dem Juni den Mais wiederbelebte, der bereits in der harten Erde eines zu langen Monats Mai erlosch. Ich wußte nicht mehr, ob ich mich in oder vor der Hütte befand, ich wurde genauso naß wie ohne Dach. Ich versuchte, die Waffe vor dem Regen zu schützen, nicht aus Angst, daß sie später nicht funktionieren würde, sondern damit sich die morgendliche Reinigung nicht als nutzlos herausstellen würde. Ein innerer Blitz, der Funkenschlag des Alten Antonio, der seine Zigarette anzündete, erinnerte mich daran, daß ich trotz des undichten Daches und Hutes in der Bude des Alten Antonio war. Mehr als Reflex als aus Lust zu rauchen, versuchte ich, die Pfeife anzustecken, denn ein fetter Regentropfen hatte den Tabak durchnäßt, der gerade im Pfeifenkopf zu dampfen begonnen hatte. Der Alte Antonio tröstete mich auf die beste Weise, die ihm einfiel, und ihm fiel ein, mir zu erzählen...

DIE GESCHICHTE VOM ANFANG UND VOM ENDE

Es war schon eine ganze Weile vergangen, seitdem das Gestern alt geworden war und sich allein in einem Winkel der Welt befand. Es war bereits eine Weile vergangen, seitdem die größten Götter, die die Welt erschaffen hatten, die Ersten, eingeschlafen waren. Sie waren all des Tanzens und des Wegbereitens und Fragestellens sehr müde geworden. Deshalb waren die ersten Götter eingeschlafen. Sie hatten bereits mit den wahrhaften Männern und Frauen gesprochen und sie waren bereits alle darin übereingekommen weiterzugehen. Denn nur beim Gehen würde man die Welt erleben, so sprachen die größten Götter, die die Welt erschufen, die Ersten.

„Bis wann werden wir weitergehen?" fragten sich die Männer und Frauen des Mais.

„Wann fangen wir denn an?" erwiderten die wahrhaften Männer und Frauen, denn so hatten sie es von den ersten Göttern gelernt, daß man auf eine Frage stets mit einer anderen Frage antwortete. Aber die ersten Götter wurden darüber wach. Denn die größten Götter, die Erschaffer der Welt, können nicht weiterschlafen, wenn sie eine Frage hören, und so wachten sie auf und fingen an, auf der Marimba zu spielen. Und sie machten ein Lied aus den Fragen, und sie tanzten und sangen: „Bis wann werden wir weitergehen?" „Wann fangen wir denn an?" Und so würden sie heute noch tanzen und singen, wenn nicht die wahrhaften Männer und Frauen zornig geworden wären und ihnen gesagt hätten, daß es nun genug sei mit dem ganzen Getanze und Gesinge und daß sie die Antworten auf ihre Fragen hören wollten. Und da wurden die ersten Götter ernst und sagten:

„Die Männer und Frauen, die aus Mais wir schufen, haben eine Frage. Sehr weise Männer und Frauen sind uns nicht dabei entsprungen. Sie suchen die Antwort weiter weg, ohne zu merken, daß sie sie bereits hinter sich und vor sich haben. Nicht sehr weise sind diese Männer und Frauen, wie junge zarte Maiskolben sind sie", sagen die ersten Götter und fangen einfach wieder an zu tanzen und zu singen, und die wahrhaften Männer und Frauen werden wieder wütend und sagen, daß es nun genug sei mit dem Spott und was sie damit gemeint hätten, daß sie die Antwort vor und hinter sich hätten, und die ersten Götter sagen ihnen, daß auf dem Rücken und im Blick die Antworten liegen, und die Männer und Frauen des Mais schauen sich an und merken, daß sie nichts verstanden haben, aber sie schweigen, und die größten Götter sagen zu ihnen:

„Auf dem Rücken entstanden die Männer und Frauen des Mais, denn aneinandergelehnt wurden sie geboren und da sie aus Mais sind, erwuchsen sie aus dem Boden. Auf dem Rücken begannen sie zu laufen. Ihr Rücken bleibt immer hinter ihrem Schritt oder ihrem Stillstehen zurück. Ihr Rücken ist der Anfang, das Gestern ihres Schrittes."

Und die wahrhaften Männer und Frauen verstanden das nicht so recht, denn der Beginn hatte ja bereits begonnen und das Gestern war schon vergangen, deshalb kümmerten sie sich nicht darum, und so erwiderten sie:

„Bis wann werden wir weitergehen?"

„Das ist leichter zu verstehen", sagten die Götter, die die Welt erschufen. „Bis dann, wenn euer Blick eure Schulter erblickt. Ihr braucht nur im Kreis zu gehen, bis ihr euren Schritt überrundet habt und euch selbst seht. Wenn ihr genug gelaufen seid und euren Rücken erkennen könnt, und sei es nur von weitem, dann seid ihr angekommen, Brüderchen und Schwesterchen", erklärten die ersten Götter, als sie bereits wieder am Einschlafen waren.

Und die wahrhaften Männer und Frauen waren sehr zufrieden, denn nun wußten sie, daß sie nur im Kreis gehen mußten, bis sie ihren Rücken zu sehen bekamen. Und so verbrachten sie eine ganze Weile damit zu gehen, um ihren Rücken zu erreichen. Irgendwann blieben sie stehen, um darüber nachzudenken, warum sie den Weg noch gar nicht begonnen hatten und sagten zueinander:

„Das ist aber sehr anstrengend, den Anfang zu erreichen, um ans Ende zu gelangen. Dieses Laufen nimmt kein Ende und es schmerzt, daran zu denken, wann wir denn an den Anfang gelangen werden, um unsere Schritte zu beenden." Und einige verloren den Mut und setzten

sich hin, wütend darüber, daß der Weg zum Anfang, um ans Ende zu gelangen, kein Ende nahm.

Aber andere gingen unverzagt weiter und dachten nicht mehr daran, wann sie an den Anfang gelangen würden, um das Ende zu erreichen, sondern sie dachten an den Weg, denn sie gingen, und da er im Kreis lief, wollten sie es bei jeder Runde besser machen und jede Runde, die sie machten, ging besser, und da freuten sie sich und es war eine große Freude für sie zu gehen, und so gingen sie eine ganze Weile, und ohne stehenzubleiben, sagten sie sich:

„Es ist ein lustiger Weg, der wir sind, wir gehen, um den Weg besser zu machen. Wir sind der Weg, damit andere von einer Seite auf die andere gehen. Für alle gibt es einen Anfang und ein Ende auf ihrem Weg, für den Weg nicht, für uns nicht. Für alle alles, nichts für uns. Wir sind eben der Weg, wir müssen weiter."

Und damit sie es auch nicht vergaßen, zeichneten sie einen Kreis auf die Erde und so gingen und gehen alle wahrhaften Männer und Frauen den Kreis entlang. Ihr Kampf, den Weg besser zu machen, sich besser zu machen, findet kein Ende. Deshalb glauben die Menschen, daß die Welt rund sei. Aber was soll diese Kugel, die die Welt ist, denn anderes sein als der Kampf und der Weg der wahrhaften Männer und Frauen, die immer gehen, die immer wollen, daß ihnen der Weg besser gelingt aus den

Namen Ejército Zapatista de Liberación Nacional durch die Welt. Am Ende der Stadt, auf der Landstraße nach Tuxtla Gutiérrez, treffe ich mit dem Offizier zusammen, der mit der Verteidigung dieser Stellung beauftragt ist. Ich teile ihm den Befehl zum Rückzug mit und gebe ihm den Treffpunkt bekannt, an dem seine Einheit weitere Anweisungen erhalten soll. Der Aufständische Infanterieleutnant Pegro, dunkles Blut, Indigener und Chol, nimmt den Befehl in Empfang und bietet mir etwas von dem Essen an, das einige Zivile ihm geschenkt haben, um Silvester zu feiern. Während wir essen, besprechen wir die Möglichkeit, den großen, noch nicht fertiggestellten Bau des zukünftigen Stadttheaters mit Dynamit in die Luft zu sprengen. Umgeben von indianischen Elendsvierteln, in denen Tod und Erniedrigung herrscht, hat die Hochmut der Stadt beschlossen, ihre Zukunft an die Erste-Welt-Lüge anzuhängen, die in Los Pinos (Präsidentenpalast) ihren großen Alchimisten sitzen hat. Unfähig, das Elend zu verbergen, auf dem ihr Reichtum gewachsen ist, versuchte die Macht den Blick aller auf eine Zukunft auszurichten, die das dunkle Blut, das sie ernährt, durch Nichtbeachtung töten sollte. Die ärmste Region des ärmsten mexikanischen Bundesstaates, die Altos de Chiapas, erhielt als Antwort auf ihre Forderungen nach besseren Lebensbedingungen die architektonische Verachtung eines Kulturprojekts, die sie von dem Zeitpunkt an davon ausschloß, ab dem das salinistische Morgen keinen Ort für die Indigenen vorsah. Wir dachten daran, diesen Raum des Ausschlusses, den die Macht fertigstellen wollte, in die Luft zu jagen. Während wir allerdings den grotesken Schatten aus Stangen und Beton betrachteten, steckte sich der Aufständische Leutnant Pegro eine Zigarette an, um die eisige Kälte und die Beklemmung zu lindern, die unsere Uniformen und Waffen feucht werden ließ.

„Jagen wir es in die Luft?" fragte ich, während ich meine Pfeife anzündete, ein bißchen, um Pegro Gesellschaft zu leisten, und ein vieles, um mich vom Gewicht abzulenken, das auf unserer ein paar Stunden alten Herausforderung lag.

Pegro schaute sich das Gebäude, die herumstehenden Maschinen und die Lagerschuppen der Baustelle eine ganze Weile an. Seine Gedanken währten Schritten heraus, die sie machen. Ihr ständiges Gehen hat keinen Anfang und kein Ende auf ihrem Weg. Und die wahrhaften Männer und Frauen dürfen auch nicht müde werden. Sie wollen immer sich selbst erreichen, sich von hinten überraschen, um den Anfang zu finden und so ans Ende ihres Weges zu gelangen. Aber sie werden ihn nicht finden, sie wissen es und es ist ihnen bereits egal. Das Einzige, was sie interessiert, ist ein guter Weg, der immer versucht, besser zu werden..."

Der Alte Antonio schweigt, aber der Regen nicht. Ich wollte ihn fragen, wann dieser Regen denn aufhören würde, aber es scheint mir, daß es nicht die beste Atmosphäre für Fragen über Anfänge und Ende ist. Ich verabschiede mich vom Alten Antonio.

Ich trete hinaus in den Regen und die Nacht, obwohl selbst die neuen Batterien meiner Taschenlampe den einen nicht von der anderen unterscheiden können. Der Lärm meiner Stiefel im Schlamm verhindert, daß ich die Abschiedsworte des Alten Antonio höre:

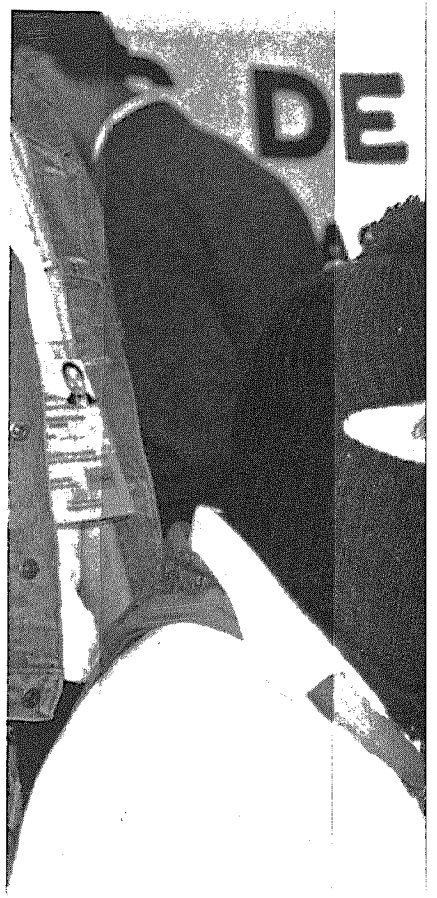


Foto: David Rosales/Version

„Werde nicht müde zu fragen, wann dein Weg zu Ende ist. Dort wo sich Morgen und Gestern vereinen, da wird er enden..."

Der Anfang des Weges bereitete mir große Mühe. Ich wußte, daß ich im Schlamm ausrutschen würde, aber, obwohl ich es wußte, mußte ich diesen Fall gehen. Dieser und andere sollten folgen. Denn Gehen ist auch Stolpern und Fallen. Das hat mich nicht der Alte Antonio gelehrt, das haben mich die Berge gelehrt, und ihr könnt mir glauben, daß die Prüfung nicht leicht gewesen ist.

Was ich euch hier erzähle, war gestern. Es regnete wie an einem anderen Gestern, wie ein Gestern, das weit hinter dem Gestern des Alten Antonio lag. Gestern...

GESTERN, 2. Januar 1994.

Frühe Morgenstunden. Die aufstän-



dischen Truppen, die die Stadt San Cristóbal de Las Casas im südöstlichen mexikanischen Bundesstaat Chiapas im Sturm genommen haben, leiten ihren Rückzug ein, nachdem sie die ehemalige chiapanekische Hauptstadt 24 Stunden lang besetzt gehalten haben. Ihr Bild und ihr Wort zieht bereits mit dem solange wie die Zigarette, die er rauchte, das heißt eine Ewigkeit. Aber wie jede Zigarette hat auch die Ewigkeit ein Ende, und als beide dort angelangt waren, drehte sich Pegro um und sagte zu mir:

„Wir jagen es nicht in die Luft. Wir haben uns nicht erhoben, um zu zerstören. Wir wollen etwas Gutes und wir sind im Recht. Es soll stehen bleiben. Vielleicht können eines Tages die Indigenen dieses Gebäude als menschliche Wesen und nicht als ein zusätzlicher Backstein betreten."

Wir steckten die Dynamitpatronen, Zündschnüre und Zündladungen weg. Dabei sagte ich zu ihm: „Du hast recht. Wir wäre es, wenn eines Tages sogar wir Zapatisten hineingehen könnten?"

„Lebendig? Das glaube ich nicht", erklärt Pegro, während er vor mir herlaufend sich zu seiner Stellung begibt. „Aber das ist nicht so wichtig, es geht darum, daß diejenigen es besuchen können, daß die so sind wie wir. Wir haben ein Recht auf dieselben Orte wie alle. Wir müssen nicht zerstören, um den Platz einzunehmen, auf den wir ein Recht haben."

Ich bleibe stehen. Er dreht sich nicht einmal um, als er zu mir sagt:

„Also gut, Sup, wir sehen uns später ...", um mit dem den Zapatisten eigenen Optimismus hinzuzufügen: „... wenn wir uns sehen sollten."

Der Nebel ist bereits ein feuchter Stein über der Stadt, er verbirgt alles, und nur einige wenige Konturen lassen sich in der weißen Löchrigkeit ausmachen.

Heute, am 30. Juni 1996, 30 Monate nach den frühen Morgenstunden, in denen die EZLN ihren Vorschlag für eine neuen Welt definierte, 912 Tage nachdem das „Ya Basta!" für Millionen von Menschen auf der ganzen Welt ein Spiegel war und ist, kehren wir Zapatisten in die Stadt zurück, die uns Tod und Vergessen versprochen hatte. 912 Tage nachdem wir mit Schüssen einen Platz in der Welt verlangt haben, treten die Indigenen in das Stadttheater ein. Und dies weder als Backstein, Zement oder Blut. 912 Tage nachdem wir uns für das Leben und gegen den Tod entschieden haben, betreten wir Zapatisten lebend das Stadttheater von San Cristóbal de Las Casas. Ein Ort, in dem immer noch der Hochmut herrscht. Ein Land, in dem die Hoffnung es verdient, sich endlich einnisten zu können.

912 Tage sind wir hier. Und wie vor zweieinhalb Jahren sind wir gekommen, um zu sprechen, um unsere Forderungen zu wiederholen, um zu erklären, daß wir Demokratie, Freiheit und Gerechtigkeit verdient haben.

30 Monate danach, 912 Tage danach. Wer würde die Behauptung wagen, daß in unserem Land bereits Demokratie, Freiheit und Gerechtigkeit herrscht? Wer könnte behaupten, daß es nun reichen würde, daß wir innehalten sollten, daß wir nun ausruhen könnten und unser Herz und Gesicht den Toten zuwenden, die uns geboren haben?

GESTERN, in den frühen Morgenstunden von 1994, lebte man in Mexiko die Lüge eines wirtschaftlichen Wohlstands, der jetzt nur noch ein ferner Bezugspunkt ist, um die Tiefe des Falls zu messen. Eine vermeintliche politische Stabilität, die von der militärischen und finanziellen Macht getragen wurde, beschenkte uns mit den unrechtmässigsten Wahlen in der modernen Geschichte dieses Landes. Ein Herr mit Vornamen Carlos und Familiennamen Salinas de Gortari beschenkte sich selbst mit dem Titel „Mann des Jahres" und deklamierte sich als ewiger Gläubiger der Dankbarkeit aller Mexikaner. Der prophezeite „Zusammenstoß der Züge" fand nicht statt, schlichtweg deshalb, weil es im politischen System Mexikos keinen anderen Bahnsteig gibt als die Macht.

GESTERN, in den frühen Morgenstunden von 1994, waren die mexikanischen Indianer Freiwild auf den Jagdausflügen, die die Gouverneure und Kaziken, regierende Kaziken und kazikenhafte Gouverneure, regelmäßig zu ihrem Vergnügen veranstalteten. In den chiapanekischen Ländern des mexikanischen Südostens regierte eine Person, die nicht von den Bewohnern dieser Gegend gewählt worden war.

GESTERN, in den Morgenstunden von 1994, war die sogenannte „Zivilgesellschaft" nur dann nicht der Verachtung der Politiker ausgesetzt, wenn

gerade Wahlen bevorstanden. Die wichtigen Entscheidungen, die das Schicksal der Nation bestimmten, wurden von einer auserlesenen Gruppe von Politikern getroffen, die sich vielleicht eines Tages dazu herablassen würden, den Bürgern den Kurs zu erklären, den sie bereits beschlossen und ausgehandelt hatten.

GESTERN, in den frühen Morgenstunden von 1994 fragten wir:

„Wofür müssen wir um Vergebung bitten?

Wofür sollen sie uns vergeben?

Daß wir nicht vor Hunger sterben?

Daß wir nicht in unserem Elend schweigen?

Daß wir die gigantische historische Bürde der Verachtung und des Verlassens nicht akzeptiert haben?

Daß wir uns mit Waffen erhoben haben, als uns alle anderen Wege versperrt worden waren?

... Daß wir dem Rest des Landes und der ganzen Welt gezeigt haben, daß die menschliche Würde noch lebendig ist und bei den ärmsten Bewohnern beheimatet ist?

Daß wir alle Mexikaner sind?

Daß wir mehrheitlich Indigene sind?

Daß wir das ganze mexikanische Volk aufrufen, auf alle möglichen Weisen für das zu kämpfen, was ihm zusteht?

Daß wir für Freiheit, Demokratie und Gerechtigkeit kämpfen?

Daß wir nicht dem Muster der früheren Guerilla folgen?

Daß wir nicht aufgeben?

Daß wir uns nicht verkaufen?

Daß wir uns nicht verraten?



Foto: David Rosales/Version

Wer muß um Vergebung bitten und wer kann sie gewähren?

Die, die sich jahrelang an einen vollgedeckten Tisch gesetzt und sich vollgefressen haben, während sich zu uns der Tod gesetzt hat, der so alltäglich ist, so zu uns gehört, daß wir schließlich die Angst vor ihm verloren haben?

Die, die unsere Taschen und unsere Seele mit Erklärungen und Versprechungen gefüllt haben?

Die Toten, unsere tödlich Toten natürlicher Tode, gestorben an Masern, Keuchhusten, Denguefieber, Cholera, Thyphus, E.B.-Virus, Tetanus, Lungenentzündung, Sumpffieber und anderen Nettigkeiten in Magen, Darm und Lunge?

Unsere Toten, unsere so mehrheitlichen Toten, so demokratisch leidend gestorben, weil niemand etwas gemacht hat, denn alle Toten, unsere Toten starben einfach so, ohne daß sie jemand gezählt hätte, ohne daß jemand endlich dieses „YA BASTA" gerufen hätte, das diesen Toten ihren Sinn wiedergibt, ohne daß dabei irgend jemand von den ewigen Toten, unseren Toten, verlangt hätte, daß sie zurückkehren, um noch einmal zu sterben, aber diesmal, um zu leben?

Die, die uns das Recht und die Befähigung absprachen, uns selbst zu regieren?

Die, die den Respekt vor unseren Gebräuchen, unserer Farbe, unserer Sprache verweigerten?

Die, die uns wie Ausländer in unserem eigenen Land behandeln und von uns Papiere verlangen und die Befolgung eines Gesetzes, dessen Existenz und Gerechtigkeit uns unbekannt ist?

Die, die uns folterten, gefangen nahmen, ermordeten und zum Verschwinden brachten, weil wir das schwere Vergehen begangen haben, ein Stück Land zu wollen, kein großes Stück, nein, nur ein kleines Stück, eine Ecke, aus der etwas herauszuholen ist, um ein klein wenig in den Magen zu bekommen?

Wer muß um Vergebung bitten und wer kann sie gewähren?

Der Präsident der Republik? Die Staatssekretäre? Die Senatoren? Die Abgeordneten? Die Gouverneure? Die Gemeindevorsteher? Die Polizisten? Die Bundesarmee? Die Bankbesitzer, die Industriellen, die Handelsherren und Landbesitzer? Die politischen Parteien? Die Intellektuellen? Galio und Nexos?

Die Kommunikationsmedien? Die Studenten? Die Lehrer? Die Siedler? Die Arbeiter? Die Bauern? Die Indigenen? Die Toten nutzloser Tode?

Wer muß um Vergebung bitten und wer kann sie gewähren?

GESTERN, in den frühen Morgenstunden von 1994, kämpfte das Ejército Zapatista de Liberación Nacional und Demokratie, Freiheit und Gerechtigkeit.

HEUTE, 1996 und zwei Jahre später, lebt man in Mexiko die Lüge eines vermeintlichen Wirtschaftsaufschwungs, die nur dazu dient, die Tiefe des Falls zu messen. Die vermeintliche politische Stabilität ist dergestalt, daß der mögliche Rücktritt des Amtsinhabers der Bundesexekutive nur dazu dient, den Grad der Trägheit der politischen Klasse zu messen. Der mögliche Rücktritt des Präsidenten kümmert niemanden, aus dem einfachen Grund, weil niemand einen möglichen Wechsel mitbekommen würde. So stabil ist der Kurs Mexikos. Ein Herr mit Vornamen Carlos und Familiennamen Salinas de Gortari hat sich dazu herabgelassen, den Ruhm mit seiner Familie zu teilen, und hat im dritten Jahr hintereinander die Auszeichnung der Berühmteste Mann gewonnen. Unsere Dankbarkeit wird immer größer, denn seine Karikatur in Form einer Gesichtsmaske lindert die Arbeitslosigkeit in den Straßen von Mexiko und die Nachrichten über seine Ruchlosigkeiten ergänzen die fehlenden Nahrungsmittel an den mexikanischen Tischen. Auf dem halbverlassenen Bahnsteig der mexikanischen Politik wird heute darum gekämpft, auf den einzig verfügbaren Zug zu springen, Auf den, dessen Zielbahnhof der Abgrund ist.

HEUTE, 1996 und zwei Jahre später, sind die mexikanischen Indianer Freiwild auf den Jagdausflügen, die die Gouverneure und Kaziken, regierende Kaziken und kazikenhafte Gouverneure, regelmäßig zu ihrem Vergnügen veranstalten.

In den chiapanekischen Landesteilen des mexikanischen Südostens regiert eine Person, die nicht von den Bewohnern dieser Region gewählt worden ist.

HEUTE, 1996 und zwei Jahre später, ist die sogenannte „Zivilgesellschaft" nur dann nicht der Verachtung der Politiker ausgesetzt, wenn gerade Wahlen anstehen. Die großen Entscheidungen, die das Schicksal der Nation bestimmen, werden von einer auserlesenen Gruppe von Politikern getroffen, die sich vielleicht eines Tages dazu herablassen werden, den Bürgern den Kurs zu erklären, den sie bereits beschlossen und ausgehandelt haben.

HEUTE, 1996 und zwei Jahre später, fragen wir immer noch:

„Wer muß um Vergebung bitten und wer kann sie gewähren?"

HEUTE, 1996 und zwei Jahre später, kämpft das Ejército Zapatista de Liberación Nacional um Demokratie, Freiheit und Gerechtigkeit.

GESTERN UND HEUTE besteht das politische System hartnäckig darauf, in sich geschlossen und ausschließend zu bleiben. Seine Führer betreiben die „mutige" Vogel-Strauß-Politik und bauen immer mehr auf die militärische Macht, um eine Gesellschaft zu kontrollieren, die anstelle von Panzern und Artilleriehubschraubern Räume der politischen Beteiligung verdient hätte. Polizisten und Militärs ertappen sich dabei, wie sie, anstelle die Sicherheit oder die nationale Souveränität zu beschützen, versuchen, die Rebellion der riesigen Kette von Sklaven einzudämmen, die unsere Regierenden dem heimat- und gesetzlosen Geld angeboten hat. Im Haus der Spiegel, das die kriminelle Komplizität der Machtkreise schafft, legalisieren die Institutionen der Republik die Macht des Drogenhandels und die Korruption in den Provinzialverwaltungen des Westens und Südostens. Einen der wenigen und besten Dienste, den die Kommunikationsmedien dem nationalen Bewußtsein geleistet haben, das audiovisuelle Zeugnis eines Massakers, zerschellt gemeinsam mit der Empörung von Millionen an den Schutzmauern, mit denen die Vetternwirtschaft die blutüberströmten Regionen des Südens überzieht. Tausende von Einheimischen müssen ihre Wohnorte verlassen und an die Schlachtfront in der Amerikanische Union ziehen, in einen Krieg, in den sie wehrlos gelangen. Die nordamerikanische Grenzpolizei und die paramilitärischen Gruppen steuern das Schießpulver bei, die Mexikaner das Blut. Gleichzeitig schlägt die einst würdige und mutige mexikanische Aussenpolitik ihre größten Schlachten in der Verfolgung von Ausländern im mexikanischen Südosten und säubert den Auswärtigen Dienst von der Panik und

Schizophrenie, die sie in Los Pinos hervorrufen. Ein Wirtschaftsmodell, das der Kriminalität Science-fiction-Dimensionen verleiht und uns mit Hilfe von Drohungen, Gefängnis und Tod aufgezwungen worden ist, zwingt zu einer Machtzunahme der Unterdrückungsapparate und macht den Rechtsstaat lächerlich, indem es ihn darauf reduziert, Mord und Verfolgung einen rechtlichen Rahmen zu geben. Das staatliche Vorgehen in Wirtschaft und Politik bildet die Brutstätte für Kriminalität und Mißregierung, aber auch für das Auftauchen von bewaffneten politischen Organisationen. Unter vollkommener Mißachtung, daß sein Wirtschaftsmodell und politisches System die große Fabrik der bewaffneten und klandestinen Dissidenz ist, setzt der mexikanische Staat darauf, dieser Dissidenz Militär- und Polizeikräfte entgegenzustellen. Das Mittel ist nutzlos und verstärkt nur die soziale Unzufriedenheit. Politisch und wirtschaftlich gesprochen wäre es sehr viel gesünder, das wirtschaftliche und politische System, das auf der einen Seite Multimillionäre und auf der anderen Guerilleros hervorbringt, radikal zu verändern. Ein offenes, ausgeglichenes und rationales politisches System mit Chancengleichheit für die politischen Akteure und die, die keine sind, wäre billiger, als die modernen Informatikprogramme, die die mexikanische Regierung von den chilenischen Militärs kauft und dabei vergißt, daß nach Jahrzehnten von computerisierter Repression mit einem wirtschaftlich ruinierten Land und einer tiefen Wunde durch den Staatsstreich die heutigen kriegerischen Softwareexporteure sich der Tatsache beugen mußten, daß ein Land nur dann voranschreitet und regierbar ist, wenn es über ein offenes und einschließendes politisches System verfügt.

Wie viele Guerillagruppen müssen an welchen Orten in Erscheinung treten, bis die Gesellschaft und der Staat anerkennen, daß es Bundesstaaten gibt, die verwaltet werden wie Haciendas zu Zeiten von Porfirio Díaz. Wieviel politische und wirtschaftliche Instabilität ist notwendig, um daran zu erinnern, daß der durch Porfirio Díaz repräsentierte politische Stumpfsinn zum blutigsten Krieg geführt hat, den die Mexikaner jemals erlebt haben? Wie viele Tote, wieviel Zerstörung, wie viele Gefängnisse, wieviel Ohnmacht, wie viele Präsidentenmorde, wie viele nach Irland und Manhattan geflüchtete Kriminelle, wieviel wirtschaftliche Unsicherheit, wie viele Drogenhändler-Gourverneure, wieviel zerstörtes Land? Was ist alles notwendig, damit eingestanden wird, daß es im politischen System von Mexiko etwas gibt, was nicht funktioniert, was am Verfaulen ist, was endgültig stirbt?

Von welchem Land sprechen wir? Wo wurde dieses Mexiko ausgebrütet, daß uns beschämt und unterdrückt? Was ist das für eine Republik, die ihren Bewohnern nicht einmal Resignation anbietet? Nichts als Verzweiflung und die Ohnmacht des „Verdammtwerdens“, wenn man auf das Scheitern der Wirtschaft hinweist, nichts als die Verunglimpfung als „Propheten der Katastrophe“ verdienen wir, die wir leben wollen?

Woher kommt die Gewalt? Wer fördert und ermutigt sie? Wo lebt der Kult des Todes und der Zerstörung? Das politische System Mexikos, der Hohepriester und das Pfarrkind der Religion des Todes, hat sich endlich etwas demokratisiert. Es bringt nun genauso Indigene wie Präsidentschaftskandidaten und Parteiführer um. Die Hauptexporterzeugnisse sind nicht Erdöl, Holz oder Kaffee, heute exportieren wir Korruption, Drogen und in Blut gewaschenes Geld. Der Todesfanatiker erneuert ständig seine Fähigkeiten: zu töten, um weiterzutöten. Wer eine Person umbringt, ist ein Mörder, wer viele umbringt ist ein Massenmörder, wie nennt man den, der eine Nation umbringt?

Das politische System Mexikos nennt ihn „Rechtsstaat“.

Und sobald etwas Neues auftaucht, so etwas wie die Hoffnung, die aus der Suche nach etwas Neuem und Gutem erwächst, nicht als Soldaten, nicht als Terroristen, sondern als Bürger, revidiert die Macht ihre Dekrete, sammelt Gewalt und wendet sich gegen alle. Sie verfolgt die Rebellen, sie verfolgt die, die wie Rebellen aussehen, die, die wie Rebellen aussehen könnten, die, die eines Tages daran denken könnten, Rebellen zu werden, kurz und gut: alle. Die Macht, die große Provokateurin des Todes, verhält sich geschichtsbewußt und holt ihre Richter, ihre Gesetze, ihre Polizisten, ihre Armeen, ihren Tod hervor. Welche Hoffnung bietet die Macht für die einfachen und gewöhnlichen Bürger? Die, sich in einfache und gewöhnliche Delinquenten zu verwandeln?

Die Hoffnung auf Veränderung müssen wir uns selbst geben, der Macht zum Trotz und nicht selten auch uns



Foto: Juan Ramón Martinez

zum Trotz. Wir haben das Recht darauf, uns die Möglichkeit zum Sprechen und Zuhören, zum Dialog zu geben. Der Weg, den die von oben uns anbieten, uns aufzwingen, ist nicht der einzige. Auf jeden Fall haben wir alle das Recht darauf herauszufinden, ob ein anderes Mexiko möglich ist, eins, das etwas weniger zynisch ist, etwas weniger kriminell, etwas weniger grausam, ein Land, das ein wenig besser ist.

Viele sprechen, aber nur einer befiehlt. Es gibt viele Tische, aber nur für einige wenige: die eine politische Partei haben und die zu töten noch... problematisch wäre. Und die anderen? Wieviel Mexikaner sind Mitglied der 4 eingetragenen politischen Parteien und der EZLN? 5 Organisationen dürfen ihre Meinung über die Staatsreform äußern in einem Land mit 90 Millionen Mexikanern. Natürlich steht noch aus, daß dieses Recht auf Meinungsäußerung auch eine reale Veränderung bewirkt. Aber selbst wenn es so wäre, was wäre mit den anderen Mexikanern? Und mit den anderen Organisationen? Warum nicht einen Tisch für viele? Wenn die Macht nicht bereit ist, sich an diesen Tisch zu setzen: Warum wird er dann nicht von den vielen errichtet? Vielleicht gibt es viele Differenzen zwischen den vielen, aber: Warum können wir nicht danach suchen, was uns gleich macht, ohne dabei das aufzugeben, was uns unterscheidet? Das ist schwierig? Schwieriger, als den Tod der vielen zu leben, die wir sind? Es scheint nicht schwierig sein zu sprechen. Sollte es unmöglich sein zuzuhören?

Wir haben in diesen dreißig Monaten versucht zuhören zu lernen. Deshalb haben wir klar und deutlich gesagt, daß wir bereit sind, den Kampf auf politischem Weg fortzusetzen. Wie vor zweieinhalb Jahren ist dieser Weg der Mehrheit der Mexikaner verschlossen. Wir rufen nicht dazu auf, auf den gewaltsamen Weg zu setzen. Wir rufen dazu auf, einen anderen politischen Weg zu öffnen. Wenn die Macht den politischen Weg verschließt, laßt uns einen anderen unter uns öffnen. Laßt uns versuchen, einen ganz neuen politischen Weg zu öffnen, einen Weg, der auf die Macht als Bezugspunkt, Richter oder Sachverständigen verzichtet. Einen politischen Weg, der den Blick auf das Herz richtet und sein Trachten auf die Gesellschaft. Es ist möglich, daß das Mexiko, das die Macht zu monopolisieren versucht, nicht das einzig mögliche Mexiko ist. Einen politischen Weg mit vielen Kräften und nicht nur den politischen. Soziale Kräfte und politische Kräfte, die sich dem zuwenden, was sie bildet und aufrechterhält.

HEUTE haben wir Zapatisten bereits die ersten Schritte getan, um uns in eine politische Kraft zu verwandeln. Wir haben in unserer IV. Erklärung des Lakandonischen Urwalds bereits das Profil des Kampfes definiert, den wir führen wollen. Wir haben viele Mexikaner und Mexikanerinnen eingeladen, gemeinsam mit uns am Aufbau dieser neuen politischen Kraft teilzunehmen.

Überraschenderweise hat diese Initiative der EZLN die Kräfte des gesamten kümmerlichen politischen Spektrums von Mexiko in Angst und Schrekken versetzt. Indem wir uns geweigert haben, weiterhin die Rolle eines Mythos zu spielen, eines bequemen Symbols oder eines weit entfernten Objekts der Solidarität oder des Mitleids, haben wir diejenigen beleidigt, die vorziehen, daß wir in den Bergen des mexikanischen Südostens umzingelt sind, als einen Trumpf im Ärmel der Macht für sein ewiges Pokerspiel vor dem Spiegel oder als ein Objekt für Zwischenhändler, das für Ruhm und Macht in der jeweiligen Parzelle dient. Wir haben beschlossen herauszukommen, die Wege Mexikos zu betreten und herauszufinden, ob wir andere wie wir treffen.

Die Lösung des „Konflikts", wie die Regierung den Krieg gegen die mexikanischen Indigenen bezeichnet, verlangt Wille, Intelligenz und Phantasie. Wille, Intelligenz und Phantasie, um zu einer gerechten und würdigen politischen Lösung zu gelangen, hat die EZLN in diesen 912 Tagen gezeigt. Läßt sich gleiches von der Regierung behaupten?

Wir haben uns für Demokratie, Freiheit und Gerechtigkeit erhoben. Wir sind bereit, sie über politische Wege zu erreichen. Wir sind zu allem bereit, um sie zu erreichen. Wir sind bereit, die letzten Konsequenzen dafür auf uns zu nehmen. Wie weit ist die Regierung bereit zu gehen? Bis wann? Wann läuft die Frist ab, um einen gerechten und würdigen Frieden zu erreichen? Welcher Terminplan muß eingehalten werden, um zu erreichen, daß das Recht akzeptiert wird zu kämpfen, um besser zu werden? Sind der Hochmut ihrer Verhandlungsbeauftragten und ihre Aufstiegspläne die Parameter, um über Krieg und Frieden zu entscheiden? Wir sind bereit, alles für ein besseres Land zu geben. Wieviel ist die Regierung bereit zu geben, um das gleiche Ziel zu erreichen?

HEUTE, 1996 und zwei Jahre später, befinden wir uns hier auf einem Forum über die Staatsreform, aber wer kann übersehen, daß eine Reform des mexikanischen Staates nur über die grundlegenden Forderungen nach Demokratie, Freiheit und Gerechtigkeit gestellt werden kann? Dies ist also ein Forum über die Demokratie, die Freiheit und die Gerechtigkeit.

Der Weg hierher ist nicht leicht gewesen. Wir kommen nicht wie normale Bürger zu diesem Forum. Auf dem Weg hierher haben wir uns von den Unsrigen verabschiedet, als ob der Tod etwas mehr wäre als ein Faktor der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Wir haben die Rangnachfolge festgelegt, die Anweisungen für möglicherweise eintretende Ereignisse gegeben. Es ist das kümmerliche Testament von Männern und Frauen, deren einziger Reichtum die Hoffnung ist, die ihre verborgenen Gesichter ausdrücken, einige verstreute Erinnerungen und immer anhängige Aufgaben. Diejenigen von uns, die eine Familie haben, haben sich von ihr wie jemand verabschiedet, der weiß, daß nicht zurückzukehren mehr als eine dunkle Furcht ist. Der Schatten des Verrats, die Gewißheit einer erneuten Bedrohungen auf allen Ebenen, Tod und Gefängnis als Bezahlung, das ist das mögliche Schicksal der Delegierten.

Vielleicht hatte deshalb jemand die Idee, das Ganze als „Sonderforum" zu bezeichnen. Das Forum, das die Verurteilten einberufen haben, die Verfolgten, die, an die sich erinnert wird, wenn Adressaten für Schläge gesucht werden, die Vergessenen, wenn es sich um Anerkennung handelt.

Dies ist das „Sonderforum über die Staatsreform", zu dem eine Gruppe von Mexikanern aufgerufen hat, die ständig ihre Identität wechselt. Einmal sind sie eine „Gruppe von Einsprachigen", dann wieder „Gesetzesübertreter", an einem anderen Tag steigen sie zur Kategorie der „Nichtkonformen" auf, später sind sie „Terroristen" und „Delinquenten", danach „Bürger, die am nationalen Dialog über die Staatsreform teilnehmen

können". Heute sind wir also etwas „Besonderes". Und so gehen diese Wechsel weiter gemäß des schwankenden politischen Kurses einer Macht, die noch nicht einmal dazu bereit ist, die Führung eines Landes zu teilen, das auf die Zerstörung zusteuert.

Mit Blut haben wir uns das Recht erobert, berücksichtigt zu werden. Schmerz und Tod ist der Preis für ein Recht gewesen, das jedem gewöhnlichen Bürger zustehen sollte.

Dieses will ein Forum sein, ein Ort der Begegnung von Ideen und Vorschlägen über Demokratie, Freiheit und Gerechtigkeit in Mexiko. Ein Ort der Begegnung von Ideen und Vorschlägen, und nicht ein Forum, wo nur verschiedene Theorien dargelegt oder ausgetauscht werden darüber, was die Reform des Staates, der Übergang zur Demokratie, die Freiheit und die Gerechtigkeit als geforderte und nicht eingelöste Rechte ist oder sein soll.

Wir wollen nicht, daß dies bloß ein Forum mehr ist, ein Ort, der kein anderes Ergebnis hat als das eines Treffens mit guten theoretischen Vorschlägen, aber ohne jede politische Wirkung. Ein derartiges Forum wäre nur ein Forum ohne einen anderen Gesprächspartner als sich selbst, wäre eine politische Theorie, die sich an sich selbst wendet, ein Spiegel eben. Der Demokrat, der Demokraten überzeugt, der progressive, der sich progressiv nennt. Die Idee in der bequemen Asepsis des Katheders. Die Theorie, die sich dem Meistbietenden offeriert, sich aber wegen nichtvorhandener Kunden an den Nächstbesten verschleudert. Wir sagen nicht, daß das verwerflich oder unergiebig wäre, aber das ist nicht ausreichend, ist zu wenig für das, was wir Zapatistas uns für unsere Zukunft vorstellen, ist zu wenig für das Land, das wir als Teil unserer Zukunft wünschen.

Wir wollen nicht ein Forum, das als einzigen Adressaten die Regierung hätte, das heißt ein Forum, dessen einzige Perspektive die des Regierungstisches oder des Kongresses wäre. Aber so ist es, nicht nur weil es in dem Regierungschaos sehr schwierig ist, einen Gesprächspartner zu erkennen oder jemanden, mit dem man versuchen könnte, zu soliden Übereinkünften zu kommen. so ist es, weil die gegenwärtige politische Krise nicht nur auf der Regierungsebene oder im Bereich der politischen Parteien gelöst werden kann. Wir wollen damit sagen, daß die Krise auch dort gelöst wird, aber zur Lösung braucht man noch mehr Akteure, neue Subjekte, wie man jetzt sagt, und damit beziehen wir uns auf die sozialen Organisationen, auf die nicht parteigebundenen und nicht registrierten politischen Organisationen, auf Menschen ohne Parteizugehörigkeit, auf die Zivilgesellschaft eben. Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß das Forum als äußerste Perspektive die Gesprächsrunde von San Andrés hat, aber es ist auch nicht einzig und allen die Nationalversammlung von Mexiko. Das ist innerhalb der Erwartungen, muß darüber hinausgehen.

Wir wollen auch nicht einen Ort, der nur dazu dient, daß Persönlichkeiten und Führer von politischen Organisationen jeglicher Couleur Erklärungen oder gute Absichten verbreiten. Wir wollen nicht, daß das Forum einzig eine Art von multimedialer Verbreitung wird, wo Partei- und andere Führer für die eine oder andere Sache demonstrieren.

Es ist gut, daß das Forum dazu dient, daß man mit dem Aufbau einer breiten oppositionellen Front vorankommt, aber daß es nicht auf dem Niveau von Erklärungen, Fotos oder Gerüchten und Palastintrigen stehenbleibt, was üblicherweise auf diesen Treffen herauskommt.



Foto: Juan Ramón Martinez

Wir hoffen, daß das Forum ein bißchen von all dem bisher Gesagten ist und noch etwas mehr, und dieses „etwas mehr" ist das Wichtigste. Das heißt, wir wollen ein Forum, auf dem gute theoretische Vorschläge zum Übergang zur Demokratie dargelegt werden, ein Forum, das konkrete Ergebnisse für San Andrés und die Nationalversammlung haben könnte, ein Forum, damit sich all diejenigen Kräfte treffen, die dabei sind, eine breite oppositionelle Front aufzubauen, ein Forum, das all dies und etwas mehr sein soll. Und dieses „etwas mehr" ist ein Forum, dessen Hauptgesprächspartner die Gesellschaft ist. Wir sagen „Gesprächspartner" und nicht „Adressat", ein Gesprächspartner ist jemand, von dem man eine Antwort erwartet, und nicht jemand, der eine Botschaft erhält.

Entgegen dem, was man glauben könnte, ist unsere Antwort nicht bis zum Tod oder Sieg. Sie hat eine Frist und ein ganz genau definiertes Ziel: Wir werden weiterkämpfen für Demokratie, Freiheit und Gerechtigkeit, wir werden weiter Zapatistas sein bis zu jenem Moment, den man schon dort in der Ferne sehen kann, der Punkt, wo sich die Schienen des Lebens, des Kampfes und des Traums vereinen, der in den Bergen des mexikanischen Südostens eine fruchtbare Gestalt gefunden hat, die heute Tausende in ganz Mexiko, in Amerika und der Welt teilen. Demokratie, Freiheit, Gerechtigkeit. Wir sind bereit, bis zum Ende zu gelangen. Willkommen all jene, die denselben Wunsch und den gleichen Starrsinn haben.

Wir werden weiterkämpfen, weil wie wie Herr K, wie der Alte Antonio, wie der Bruder glauben, daß man – auch wenn man Fehler begeht – hart arbeiten und immer in Richtung auf das Morgen sehen muß. Nicht mal um uns zu irren, dürfen wir stehenbleiben. Es reicht völlig zu begreifen, daß im Kampf Anfang und ende eine Falle sind, wenn man sie getrennt sucht.

Das ist unsere Idee. Einige nennen sie Dummheit. Wir nennen sie Hoffnung

Vale. Salud, Brüder und Schwestern. Willkommen zu dem, was keinen Anfang hat und was niemals aufhört. Alle willkommen zum ewigen Kampf, um Bessere zu sein ...

Demokratie! Freiheit! Gerechtigkeit!

Aus den Bergen des mexikanischen Südostens.

Für das Geheime Revolutionäre Indigene Komitee – Generalkommandantur der Zapatistischen Armee der Nationalen Befreiung.

Subcomandante Insurgente Marcos.
Mexiko, im Juni 1996.

BUKO 20

Bericht vom 20. Bundeskongreß entwicklungs-politischer Aktionsgruppen (BUKO), Heidelberg, 16.-19.Mai 1996

Jürgen Knirsch

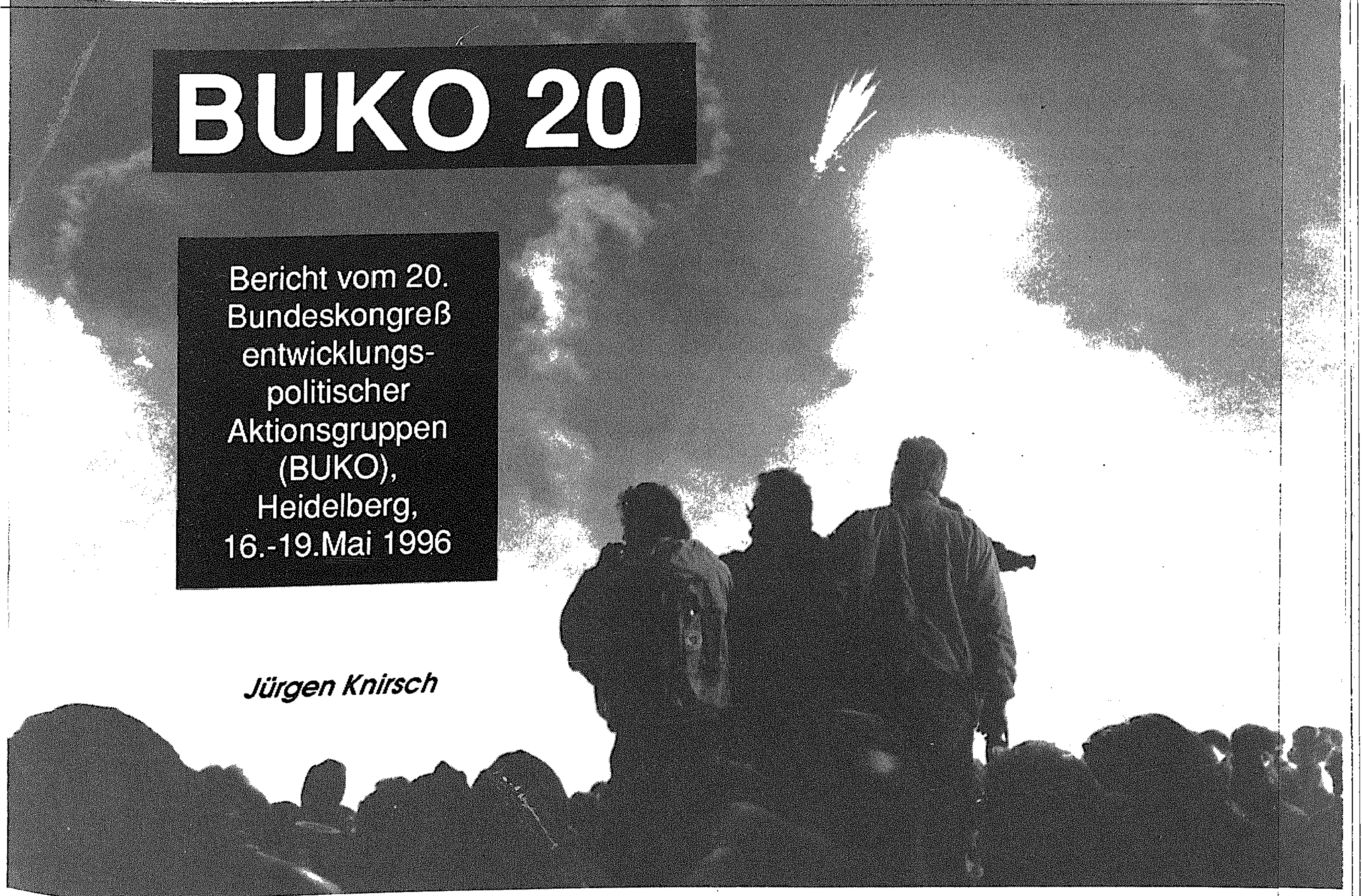


Foto: Theo Heimann/X-Press

Das verlängerte Wochenende um Himmelfahrt ist für viele DrittweltaktvistInnen traditionsgemäß mit dem Namen BUKO verbunden. BUKO, in voller Schreibweise Bundeskongreß entwicklungspolitischer Aktionsgruppen, ist ein Zusammenschluß von rund 200 Dritte-Welt-Gruppen, Dritte-Welt-Solidaritätskomitees sowie entwicklungspolitischen Basisinitiativen. Der BUKO hält jedes Jahr in den Mai-Tagen um den Feiertag seinen namensgebenden Kongreß ab. Kongreßthema wie -ort wechseln dabei von Jahr zu Jahr, der diesjährige BUKO fand zu dem Themen Nachhaltigkeit und Welthandel vom 16. bis 19. Mai in Heidelberg statt (1).

In den letzten Jahren war die Zahl derer, die in ihrem Terminkalender für den Mai den Vermerk "BUKO" eintrugen und diesem Vermerk eine Reise in die jeweilige den BUKO austragende Stadt folgen ließen, geringer geworden. Zu der reduzierten Attraktivität des BUKOs hatten neben allgemeinen Ermüdungserscheinungen in der Drittweltszene auch die sich auf den letzten Kongressen wiederholenden, gleichwohl ergebnislosen Perspektivdiskussionen und zum Teil nervenden Auseinandersetzungen zwischen den *TraditionalistInnen* und den *ModernisierInnen* beigetragen. Im FORUM entwicklungspolitischer Aktionsgruppen, der siebenmal im Jahr erscheinenden BUKO-Zeitschrift, werden diese beiden BUKO-Strömungen wie folgt beschrieben: "Die erstere" [gemeint sind die *TraditionalistInnen*] besteht darin, die Utopiefrage angesichts der Sozialismus-Krise 'nach '89' bewußt offen zu halten, bei der Unterstützung von Befreiungsbewegungen in der 'Dritten Welt' Vorsicht walten zu lassen und sich auf die traditionellen Themen und Kritikpunkte am herrschenden Weltsystem zu konzentrieren, die nichts von ihrer Berechtigung verloren haben: ungerechter Welthandel, Konzernpolitik, institutionelle Herrschaft der nördlichen (bzw. westlichen) Industrieländer. Mit reinen Selbstkritik-Debatten führe man nur Nabelschau und rühre im eigenen Sumpf, anstatt konkrete Politik zu machen.

Dem steht [mit den *ModernisierInnen*] die Haltung gegenüber, die gesamte bisherige Politik des BUKO und der Linken überhaupt grundsätzlich zu durchleuchten. Diese Politik spiegele nämlich die gleichen Fortschrittsmythen, Staatsgläubigkeit, partiarchalen Strukturen etc. wie die herrschende Politik [wider], gegen die sie sich wendet. Wer die traditionelle Themen und die alte Kapitalismus-Kritik pflegt, weicht folglich der notwendigen Neuorientierung und Selbsthinterfragung aus" (2).

Ereignisreiches Vorfeld

Dem diesjährigen BUKO gingen einige Ereignisse voraus, die die Frage, wie viele Leute den Weg nach Heidelberg finden würden, spannend machten:

* Der BUKO hatte rasch und massiv auf die im Oktober 1995 veröffentlichte Studie "Zukunftsfähiges Deutschland" reagiert. In einem mit "Technokratenmärchen" überschriebenen Positionspapier kritisierte der BUKO das Leitbild der "nachhaltigen Entwicklung" der vom Wuppertal-Institut für Klima, Umwelt und Energie im Auftrag vom Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland und Misereor erstellten

Studie (3). Die Kritik an der Wuppertal-Studie (s. SF 5/95) hatte den BUKO zu einiger Publizität verholfen und vereinzelt Erinnerungen an die BUKO-Glanzzeiten während der IWF-/Weltbankkampagne Ende der 80er Jahre wachgerufen.

* Unter dem Motto "Herrschende Nachhaltigkeit - nachhaltige Herrschaft" wurde ein Kongreßprogramm erarbeitet, das einerseits Bezug nahm auf die aktuelle Diskussion über sustainable development und andererseits versuchte, dem ebenfalls aktuellen, aber weniger von den Medien aufgegriffenen Thema Welthandel und Welthandelsorganisation (WTO) Raum zu geben. Da die Nachhaltigkeitsdebatte hauptsächlich von den ModernisiererInnen geführt wird, während die Auseinandersetzung mit Welthandel und WTO ein klassisches TraditionalistInnen-Thema ist, konnten sich beide BUKO-Strömungen in dem Programm wiederfinden.

* Der Heidelberger BUKO war ein Jubiläumsereignis, das zur Rückbesinnung Anlaß geben konnte: Der BUKO fand zum zwanzigsten Mal statt (4). Der Heidelberger BUKO war allerdings der erste, der eine KA-lose Zeit zu reflektieren hatte. Auf dem letztjährigen BUKO in Wuppertal konnte kein *Koordinierungsausschuß (KA)* gewählt werden, da es keine Mitgliedsgruppen gab, die sich zur Mitarbeit im KA bereit erklärten bzw. die dafür notwendigen Bedingungen erfüllen konnten. Der KA hatte in der Vergangenheit die politische Arbeit des BUKO zwischen den beschlußfassenden Kongressen geleistet.

* Am 19. Dezember 1995 wurde nach langem Vorgeplänkel und vor allem auf Initiative großer Verbände der nichtstaatlichen Entwicklungszusammenarbeit unter dem Kürzel VENRO der Verband Entwicklungspolitik Deutscher Nichtregierungsorganisationen gebildet. Diese sich als "Dach der Dächer" verstehende Mega-Vernetzungsstruktur stellt die Existenzberechtigung des BUKOs nicht in Frage, dafür schielt VENRO zu sehr auf Nähe zum und Geld vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung. Die VENRO-Gründung bietet dem BUKO jedoch auch die Möglichkeit, den eigenen Standort und die Aufgaben in einer veränderten entwicklungspolitischen Szene zu überdenken. Bisher hatte der BUKO - auch mangels KA - nur in einem süffisanten Artikel auf die VENRO-Gründung reagiert (5).

Von Effizienz und Suffizienz

Daß sich schließlich rund 300 Menschen zum 20. BUKO im Heidelberger Kultur- und Eine-Welt-Zentrum Karlstorbahnhof einfanden, damit hatten selbst die größten OptimistInnen nicht gerechnet. Mit dieser TeilnehmerInnenzahl konnte der BUKO quantitativ an alte Zeiten anknüpfen und im Vergleich zum vorjährigen BUKO die Zahl der Teilnehmenden nahezu verdoppeln. Das Kongreß-Programm (donnerstags: Eröffnung, inhaltlicher Einstieg in die beiden Themenblöcke; freitags: Arbeitsgruppen; samstags: Auswertung der AG-Ergebnisse in kommunikativen Kleingruppen sowie inhaltliches Abschlußplenum; sonntags: Formalia wie Rechenschaftsberichte, Wahl der politisch verantwortlichen Gremien, Festlegung von Thema und Ort des BUKO 21, Festlegung von Seminarthemen sowie an den Abenden ein reichhaltiges Kulturprogramm) war geprägt durch ein überreichhaltiges Angebot an Arbeitsgruppen, in denen das Nachhaltigkeitskonzept aus verschiedenen Blickwinkeln bzw. einzelne Aspekte des Welthandels kritisiert werden sollten. Die Mehrzahl der am BUKO 20 Teilnehmenden bewies einen geschickten Umgang mit dem Kongreßprogramm, an dem sie die beiden für die Nachhaltigkeitsleitbilder bedeutsamen, vom BUKO aber gescholtenen Prinzipien der "Effizienz" und "Suffizienz" anlegten. Sie wählten effizient ihre Arbeitsgruppen und gestalteten ihre Anwesenheit suffizient: Es zeigte sich, daß die Mehrzahl der Teilnehmenden vor allem wegen der freitäglichen Arbeitsgruppen gekommen war und eher genügsam mit dem restlichen Kongreßprogramm umzugehen wußte.

Entschleunigte Diskussion

Auch zur Charakterisierung der auf dem Abschlußplenum am Samstagnachmittag geführten Diskussion ist ein Begriff aus der Nachhaltigkeitsdiskussion geeignet. Dieses Plenum, sonst der Ort intensiver und nervender Auseinandersetzungen, gestaltete sich in Heidelberg "entschleunigt", sprich recht zäh und langatmig. Redebeiträge waren eher spärlich, interessante rar. Diskussionsgrundlage und als Vorlage für eine Perspektivdebatte gedacht war ein vierseitiges von den ModernisiererInnen eingebrachtes Papier mit dem Titel "Bausteine für Perspektiven" (6). Das Papier enthält fünf eigenständige, von verschiedenen Personen verfaßte Abschnitte (1. Mit den Praktiken der Unterwerfung brechen, 2. Fragen zum Subsistenz-Ansatz, 3. Abwicklung des Nordens - eine programmatische Alternative, 4. Ansätze eines neuen Politikverständnisses und 5. Gegenmacht und feministische Autonomie). Das Papier, das nicht als "vereinheitlichter Text" gedacht war, sondern Zuspitzungen und Pointierungen, die den einzelnen der AutorInnen wichtig sind, enthielt, war insgesamt zu sperrig, um eine Plenumsdiskussion strukturieren zu können. Die Kritik der Traditionalisten an den Bausteinen beschränkte sich hauptsächlich auf das Aufzeigen von Widersprüchen zwischen den unterschiedlichen Abschnitten des Papieres (7).

Postmoderne Aufstände oder Sozialbündnisse?

Interessant wurde die Diskussion jedoch vor allem, als es um die Frage der BündnispartnerInnen der als Alternative zur Modernisierung bzw. Ökologisierung des Kapitalismus vorgestellten Abwicklung des Nordens als Herrschafts- und Gesellschaftssystems ging (8). Sind es nur die Organisationen, die eine "progressive Alternative auch innerhalb ihrer eigenen Bewegung darstellen", sind es nur die TrägerInnen "postmoderner Aufstände von Chiapas bis Nigeria, von Südindien bis zu den Peripherieregionen innerhalb des Nordens", oder dürfen es auch Organisationen des alternativen Handels, aus der gewerkschaftlichen Bündnisarbeit oder die in mehreren Städten als Reaktion auf die Sparbeschlüsse der Bundesregierung entstanden Sozialbündnisse sein?

Die Frage nach BündnispartnerInnen wurde am Sonntag beim nur noch spärlich besuchten Abschlußplenum anläßlich der Diskussion um das Thema des nächsten BUKO erneut aufgegriffen. Es wurden vier Themenvorschläge für

Foto: Wolfgang Haug

den BUKO 21 eingebracht, die aus unterschiedlichem Blickwinkel die herrschenden Machtverhältnisse und die als Reaktion darauf entstandenen Bewegungen thematisieren: 1. Wir wollen leben - Bewegungen im Norden und Süden; 2. Entgrenzung der Dritten Welt - Armut und soziale Ausgrenzung in Süd und Nord; 3. Ist Deutschland ein Entwicklungsland? Entwicklungspolitik: Ausbeutung der Entwicklungsländer, Sozialabbau in den Industrieländern; 4. Gegenmacht von unten? Alternativen zum neoliberalen, rassistischen und sexistischen Alltag. In der Diskussion konnte Einigung erzielt werden, daß die drei erstgenannten Vorschläge sich unter der Überschrift des dritten zu einem Thema zusammenfassen ließen. Verbunden mit dem Vorschlag 3 war ein explizites Einbeziehen der neuen Bündnisse gegen Sozialabbau. Eine Nähe zu oder gar Zusammenarbeit mit diesen Bündnissen wurde jedoch von einigen der BefürworterInnen des vierten Vorschlages vehement abgelehnt, da es diesen Bündnissen nur um das Sichern der eigenen Pfründe, nicht aber um eine internationalistische Sichtweise ginge.

Die Abstimmung zwischen den Vorschlägen drei und vier fiel dann - gemessen am Diskussionsverlauf überraschend - eindeutig aus: Dank einer deutlichen Mehrheit von 15 zu 5 Stimmen heißt das Thema des BUKO 21 "Gegenmacht von unten". Der Vorschlag, den 21. BUKO in Dresden auszurichten, fand große Zustimmung.

Keine Strukturdebatte

Das Thema "Strukturdebatte", das in der Vergangenheit Anlaß für ebenfalls als nervend in Erinnerung gebliebene Diskussionnen war, wurde vom BUKO 20 ausgeblendet. Die KA-lose Zeit zwischen BUKO 19 und BUKO 20 wurde nur kurz und vor allem aus dem Blickwinkel der Veränderung der Arbeit der BUKO-Geschäftsstelle reflektiert, ein neuer Koordinierungsausschuß konnte wie im Vorjahr nicht gebildet werden. Eine Diskussion über die Erfahrungen mit dem in Wuppertal beschlossenen KA-Ersatzmodell, bei dem unter bestimmten Voraussetzungen Mitgliedsgruppen zu einzelnen Fragen das politische Mandat erhalten, im Namen des BUKOs zu sprechen, fand nicht statt. Für eine Diskussion über die Arbeit der für das Außenbild des BUKO nicht unwichtigen BUKO-Kampagnen (Pharma-, Rüstungsexport- und Agrarkampagne) gab es keinen Raum, die politische Entlastung der Kampagnen geriet zur reinen Formsache. Die VENRO-Gründung und mögliche sich daraus für den BUKO ergebende Aufgaben einer Vernetzung von unten waren in Heidelberg keine Diskussionsthemen.

Mit den vom Kongreß beschlossenen, vom BUKO zu organisierenden Seminaren zu den Themen: Globalisierung versus Regionalisierung, Migration und Metropolenentwicklung, Aneignung ländlicher Räume (Globalisierung und Regionalisierung am Beispiel einer französischen Weinanbauregion), Cyberrevolution (Neue Medien und Internationalismus) und Bevölkerungspolitik und Nachhaltige Entwicklung (reines Frauenseminar) wurden Bereiche aufgegriffen, die aktuell wie wichtig sind und damit interessante Seminare erwarten lassen. Durch die Bildung des neuen Arbeitsschwerpunktes "Nachhaltigkeit und Herrschaft", auch als "Schwertfisch" bezeichnet, wurde sichergestellt, daß auch zukünftig vom BUKO kritische Äußerungen zum Nachhaltigkeitskonzept zu erwarten sind. Ob sich der BUKO allerdings erlauben kann, weiterhin die Strukturdebatte nicht oder ergebnislos zu führen, wird die Zukunft zeigen.

Anmerkungen

(1) Kongreßvorbereitung und -auswertung sind wie üblich in zwei Ausgaben der BUKO-Zeitschrift *FORUM entwicklungspolitischer Aktionsgruppen* dokumentiert. Das Vorbereitungsheft trägt die Nummer 202/203 (Mai/Juni 96), das Auswertungsheft die Nummer 204/205 (Juli/August 96). Beide Hefte sind zum Preis von je 9 DM (plus Versandkosten) bei der Redaktion FORUM, (Buchtstraße 14-15, 28195 Bremen) bzw. bei der BUKO-Geschäftsstelle (Nernstweg 32-34, 22765 Hamburg) zu bestellen.

(2) Aus: Iris Bockermann & Christoph Spehr: BUKO 20 in Heidelberg: "Aber geiler wär's schon". In: FORUM entwicklungspolitischer Aktionsgruppen 204/205/96, S. 26-27, 29.

(3) Zur der von der AG "Danke für den Fisch" formulierten Kritik an der Wuppertal-Studie siehe: BUKO: Technokratenmärchen. Fit, schlank und mit gutem Gewissen. Das "Wuppertal Institut" präsentiert den Kapitalismus fürs 21. Jahrhundert. In: FORUM 197/98/95, S: 4-9. Eine ausführliche Kritik des Nachhaltigkeits-Ansatzes und eine Dokumentation der BUKO-Position und der darauf erfolgten Reaktionen liefern: Helga Eblinghaus & Armin Stickler (Mitherausgeber Informationsbüro Nicaragua): Nachhaltigkeit und Macht. Zur Kritik von Sustainable Development. Frankfurt am Main: IKO - Verlag für Interkulturelle Kommunikation, 1996.

(4) Zum 20. BUKO ist eine Broschüre zur BUKO-Geschichte erschienen, die unter dem Titel "Die Wüste lebt - 20 Jahre Bundeskongreß entwicklungspolitischer Aktionsgruppen" bei der BUKO-Geschäftsstelle (Nernstweg 32-34, 22765 Hamburg) zu beziehen ist.

(5) Ralf Berger: VENRO gegründet: "Ein Beitrag für mehr Gerechtigkeit in der einen Welt". In: FORUM 200/96, S. 32-33.

(6) Die "Bausteine für Perspektiven" sind abgedruckt im FORUM 204/205/96, S. 33-36.

(7) Zur Reaktion der TraditionalistInnen auf die Bausteine siehe auch die entsprechenden Beiträge im Auswertungsheft: Herbert Rehm: Abwicklung des Nordens - eine programmatische Alternative. In: FORUM 204/205/96, S. 37-40. Und: Georg Lutz: Zerbröselnde Bausteine. In: FORUM 204/205/96, S. 40-42.

(8) Das Konzept der Abwicklung des Nordens umfaßt nach dem Bausteine-Papier fünf Punkte: 1. Das Unterbinden jedweder Intervention; 2. Das Zurückdrängen des globalen Sektors; 3. Entprivilegisierung der formalen Arbeit; 4. Autonome Aneignung von Räumen und Zusammenhängen und 5. Maßnahmen zur direkten Überlebenssicherung.



SF-Redakteur B kauft einen Optionsschein bei SF-Redakteur A, daß SF-Redakteur G. nicht nur das 13. Monatsgehalt, sondern auch das 12. gestrichen bekommt und beteiligt G. zu 50%. Wie hoch ist der reale Verlust?

Eine kleine Hilfe für die Beantwortung dieser Frage gibt folgender Artikel.

Der Derivatehandel

Die Virtuelle Ökonomie des Finanzkapitals

von Hauke Benner

Virtuelle Realitäten sind der letzte Modeschrei. Die künstliche Welt des Cyberspace ist jedoch nur ein harmloses Spielzeug im Vergleich zu den virtuellen Bildern und Realitäten des Fernsehens, wie es uns der US-Sender CNN im Golfkrieg vorführte. Virtuelle Räume spielen auch in der Architektur mehr und mehr eine Rolle. Doch noch faszinierender und bedrohlicher sind die neuen virtuellen Realitäten der Finanzwelt. Wir leben in der "Zeit der finanziellen Revolution" meint der Präsident des Europäischen Währungsinstituts A. Lamfalussy. Chaos und Schrecken jagt den Bankern dabei vor allem die explosionsartige Ausweitung des globalen Finanzmarktes ein, das dabei ist, alle Bezüge zur realen ökonomischen Sphäre zu verlieren.

Wie jede Revolution in der Geschichte hatten auch die Umwälzungen im Finanzsektor mehrere Ursachen und Vorgeschichten:

Die erste war die Ablösung des Dollar vom Goldstandard Anfang der 70er Jahre, als die USA den Vietnamkrieg mit der Dollarnotenpresse finanzierten und somit die Goldeintauschgarantie für jeden zirkulierenden Dollar nicht mehr einhalten konnten. Das 1944 durch die Initiative der USA gegründete Währungssystem von Bretton-Woods brach 1971/72 zusammen. Zwar blieb der Dollar die Weltwährung, doch gegen seine Schwankungen mußten sich die Konzerne und Großbanken bei ihren langfristigen Geschäften durch völlig neue Formen von Währungsverträgen absichern.

Die zweite wichtige Vorgeschichte der Revolution war die Schaffung von sogenannten "Freien Bankzonen" (z.B. auf den Bahamas, den Caymaninseln oder in Luxemburg), wo Tochtergesellschaften der großen kapitalistischen Bankkonzerne, ohne die z.T. sehr reglementierten Vorschriften der nationa-



len Notenbanken, ihre weltweiten Finanzgeschäfte mit geringstem eigenem Risikokapital ausbauen konnten. Die Ausgaben, besonders das Wertpapiergeschäft und die Kreditvergabe der Großbanken, mußten nicht mehr gedeckt sein durch entsprechende Guthaben oder andere Sicherheiten der Banken bei den Zentralbanken. Dieser Wegfall der sofortigen Deckung im globalen Finanzgeschäft der internationalen Großbanken dehnte den unkontrollierten spekulativen Geldmarkt in den 70er Jahren ungeheuer aus. Waren es in den ersten Nachkriegsjahrzehnten noch die relativ durchschaubaren Termingeschäfte an den Getreidebörsen in Chicago oder den verschiedenen Rohstoffbörsen und zu Beginn der 80er Jahre der aufkommende Handel von "Schuldenswaps" an der Londoner Börse (nach Ausbruch der internationalen Verschuldungskrise 1982 wurden viele Schuldentitel der hochverschuldeten Länder wie Mexiko oder Bolivien mit einem Abschlag, "swap", auf dem internationalen Kreditmarkt gehandelt) - so erfanden mit dem schnell anwachsenden Angebot an Spekulationskapital, besonders nach der ersten Ölkrise 1973, die Börsenmakler immer neue Anlageformen für die nach einer hohen Verzinsung suchenden Dollar-Milliarden.

Dies war die dritte Vorgeschichte: Die sehr hohn Profite der Multis, die Millionen aus den schwarzen Kassen der Großkonzerne, die Millionen auf der Flucht vor den nationalen Finanz-

ämtern und nicht zuletzt die Millionen aus dem stark expandierenden Drogengeschäft produzierten einen regelrechten Angebotsdruck für die Banker in den "Freien Bankzonen" (in denen die Anleger im Vergleich zu ihren Heimatländern keine oder lächerlich geringe Steuern zu zahlen haben). Besonders der Termin- und Optionshandel aber auch der Währungshandel vervielfachte sich an den wichtigsten Börsenplätzen von Tokio bis New York.

Last but not least trug die Revolution in der weltweiten Datenverarbeitung mithilfe des Computers zur Vorgeschichte der Finanzrevolution bei. Weltweit sind die Börsen und Bankplätze heute durch Computer vernetzt und umfangreiche, für Außenstehende nicht durchschaubare Programme lösen Kauf- und Verkaufsoptionen aus und entfachen damit das Feuer für eine neue Hausse oder Baisse an den Währungs-, Aktien- oder Rohstoffbörsen. So sind z.B. die Devisenhändler an der Londoner Börse über Satellitenkanäle und einem Großrechner in den Londoner Docklands mit allen Börsen und 20.000 Finanzinstituten (Banken, Versicherungen, Fondsverwaltern) auf der Welt gleichzeitig verbunden und können sich alle daraus einfließenden Daten auf Bildschirme holen. (*Der Spiegel* 7/96)

Diese vier Faktoren, die Ablösung des Dollar vom Goldstandard, die Schaffung von "freien Bankenzonen", das durch die Profite der Großkonzerne zur Verfügung stehende Überangebot am global agierendem Spekulationskapital und die vollständige Computerisierung des gesamten globalen Finanzmarktes führten zu dem "big bang".

Täglich mehr als 1 Billion

Der Devisenhandel hat sich in den letzten 10 Jahren verzehnfacht. Hauptsächlich wird in Zins- und Währungsderivaten spekuliert. Heute werden allein auf dem internationalen Währungsmarkt täglich mehr als 1 Billion US-$ umgesetzt. (Keine/r weiß die genaue Summe, der *Der Spiegel* und das *Handelsblatt* nennen diese Zahl, *Le Monde Diplomatique* spricht von 1,5 Billionen US-$). Eine für uns Laien unvorstellbare Summe. Der Großteil davon sind reine Devisenspekulationen der Finanzjongleure aus den Banken oder den Multis, die über Milliarden von Spekulationskapital verfügen. So hat z.B. der Siemenskonzern über Jahre mehr Profit mit seinem liquiden Vermögen von ca. 25 Milliarden DM gemacht, als mit seinem in der Produktion investierten Kapital. 1988 machte der



Foto: R. Maro /Version

japanische Autokonzern Toyota 38% seiner Gewinne mit Finanzspekulationen. Bei Sony betrug der Anteil damals sogar 63%. Der US-Währungsexperte Gregory Millmann schreibt in seinem Buch "Der heimliche Raubzug", daß heute mehr als 3/4 der 500 größten US-Multis mit Derivaten spekulieren.

Die Industriemultis steigen einfach deshalb in das Finanzspekulationsgeschäft ein, weil dort, jedenfalls zeitweise, eine höhere Profitrate zu erzielen ist, als mit Investitionen in der industriellen Produktion, in der unmittelbaren Ausbeutung der Ware Arbeitskraft.

Die Spekulationsgeschäfte verliefen bis zur ersten großen Schuldenkrise 1982 noch in relativ überschaubaren Bahnen. Doch mit den Derivaten, der "Revolution der 80er Jahre" (so ein deutscher Banker) wurden alle Dimensionen gesprengt.

Was sind nun Derivate?

Es sind zum einen die uns bekannten Schuldenswaps, die Termingeschäfte an den Weltrohstoffbörsen. Es sind aber vor allem die Optionsgeschäfte, welche die "finanzielle Revolution" eingeleitet haben. Mit Optionen kauft sich da der Anleger das Recht (oder die Pflicht) zu einem festgesetzten Preis und zu einem bestimmten Termin eine Aktie, eine Währung, ein Rohstoff oder eine Anleihe zu kaufen. Eine Abwandlung von Optionen sind "Futures". Dies sind an der Börse gehandelte Verträge über den Kauf/Verkauf von Wertpapieren, Währungen zu einem bestimmten Termin und Preis. Zur Veranschaulichung ein Beispiel: "Ein US-amerikanischer Pensionfond will einige Dollarmilliarden auf dem deutschen Aktienmarkt anlegen. Er kann sich für viel Geld Siemens-, Daimler- oder Hoechstaktien kaufen. Er kann sich aber auch preiswerter und viel breiter kursgesichert an den DAX, den Deutschen Aktienindex, hängen - mit festen Verträgen, den Futures, oder mit Kaufoptionen. Steigt der DAX, wird die Option wertvoller, sinkt die Stimmung an der Börse, verliert die Option - die genauso gehandelt wird wie ihre Bezugspapiere - an Glanz. Im schlimmsten Fall wird sie dann wertlos: das Geld ist weg. Verloren ist dann allerdings nicht ein Aktienpaket für Millionen, sondern nur ein Stapel Derivate für ein paar Tausender oder gar nur Hunderter. Das tatsächliche Risiko, beruhigen die einschlägigen Händler, werde durch den Preis der Option und Futures limitiert. Das dahinterstehende, um das Zigfache größere Transaktionsvolumen sei nur Schein". (so *Der Spiegel* 12/94)

Diese Scheingeschäfte haben aber mittlerweile eine Größenordnung angenommen, die um ein Vielfaches das in der Bilanz ausgewiesene Umsatzvolumen der internationalen Großbanken überschreiten. Die Deutsche Bank hat für 1993 einen Umsatz von 556 Milliarden DM ausgewiesen. Im Derivatenhandel, der nicht in der Bilanz ausgewiesen wird, setzte die größte deutsche Bank noch mal das 2,5fache also 1,3 Billionen DM, um. DB-Vorstandsvorsitzender Hilmar Kopper versuchte seine Aktionäre mit dem Hinweis zu beruhigen, daß die anderen internationalen Großbanken, wie z.B. die schweizerischen Großbanken das 7-fache ihres offiziellen Umsatzes im Derivatenhandel machen. Die Deutsche Bank ist aber international nur ein relativ kleiner Fisch: Die New York Citi-Bank setzte z.B. 1995 weltweit 2,6 Billionen US-$ um.

Zwar sichern sich die Banken beim Optionshandel zumeist nach oben und nach unten ab. (Wenn sie auf einen steigenden Ölpreis spekulieren, spekulieren sie zugleich im sogenannten "Gegengeschäft" auch auf einen fallenden Ölpreis) Aber nicht immer sind die Banker oder Börsenmakler so vorsichtig.

Die neuen Herren der Welt?

Eine erste Vorahnung bekamen die deutschen Bankenaufseher mit dem geplatzten Ölterminhandel der "Deutschen Metallgesellschaft" zu spüren. Dieser Konzern mit einem Umsatzvolumen von 27 Milliarden DM stand Anfang 1994 vor dem Konkurs, weil er mehr als 2 Milliarden Verluste im Öltermingeschäft in den USA zu verzeichnen hatte. Ein halbes Jahr später muß dieser Konzern seine profitabelsten Produktionszweige verkaufen, um die Muttergesellschaft vor dem endgültigen Ruin zu retten. Der zweite Warnschuß war der Zusammenbruch der britischen Barings-Bank 1995, nachdem (angeblich) ein einzelner Broker in Singapur durch Derivategeschäfte die renommierte Bank an die Wand fuhr. IWF-Präsident Camdessus resigniert angesichts dieser Entwicklung: "Die Welt ist in den Händen dieser Leute", und er meint (etwas überdramatisierend) die selbständigen Broker und die im Namen von Großbanken agierenden Händler an den Terminbörsen des Kasinokapitalismus.

Mit dem Derivatehandel hat eine knallharte Zockermentalität auf dem internationalen Börsenparkett Einzug gehalten. Die Broker tätigen Geschäfte, die mit dem realen Warentausch von Produkten oder Dienstleistungen kaum mehr was zu tun haben. "Die Finanzwelt hat sich von der Realsphäre emanzipiert", sagt der ehemalige Chefderivatehändler der Deutschen Bank, Thomas Fischer. Immer weniger zählt im Derivategeschäft die objektive ökonomische Erwartung über die Entwicklung z.B. des Aktienkurses von Siemens aufgrund der realen Gewinnentwicklung und der allgemeinen wirtschaftspolitischen Entwicklung, sondern die Erwartung darüber, was die anderen Broker in den nächsten Minuten wohl machen werden, mit welchen Derivaten sie Kauf- und Verkauforders in den Computer geben. An den Börsen vor den Computern geht es zu wie in der Spielbank. Nahezu ohne jeglichen volkswirtschaftlichen Sinn für das produzierende, mehrwertschöpfende Kapital werden auf Knopfdruck Milliarden auf zukünftige Kursgewinne oder -verluste gesetzt. Die Broker spielen Lotto, nur eben nicht mit Einsätzen von DM 5, sondern mit Millioneneinsätzen. Und dabei geht es um Sekundenbruchteile: In dem milliardenschweren Devisenoptionsgeschäft "können sich die Preise innerhalb von Minuten, an hektischen Handelstagen sogar in Sekunden um mehrere Prozent verändern." (*Wirtschaftswoche* 9/96)

Aufgrund von massiven Devisenspekulationen wurde 1992 durch den Spekulanten George Sores das englische Pfund aus dem europäischen Währungsverbund geboxt. Ein anderes Beispiel lieferte 1987 der US-Broker Krieger, als er für ein paar Tage die gesamte Geldmenge des Staates Neuseeland mit einer völlig kreditfinanzierten Spekulation aufkaufte, um die neuseeländische Regierung zur Veränderung ihrer Lan-

deswährung zu zwingen. Zumindest für die nationalen Währungen und Ökonomien ist der computerisierte Währungshandel äußerst risikoreich geworden. Gerade kleinere Länder wie Neuseeland oder Schweden sind der internationalen Spekulation bisher recht hilflos ausgesetzt.(Gegen die schwedische Krone wurde vor 2 Jahren durch die internationalen Devisenhändler auf Abwertung gewettet. Die Kreditzinsen stiegen an

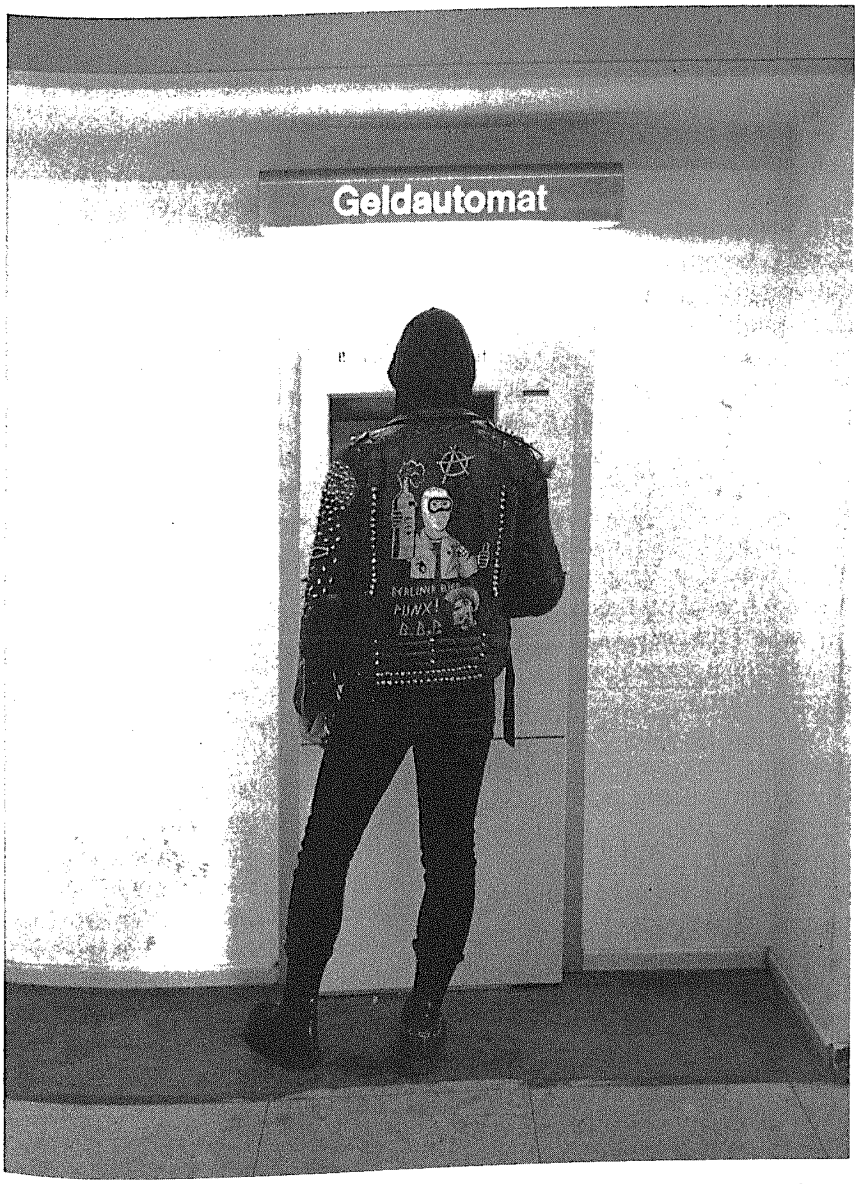


Foto: R. Maro/Version

der Stockholmer Börse für ein paar Tage auf die aberwitzige Rate von 500%.)

In den letzten Jahren hat besonders der sogenannte OTC-Handel, das direkte Devisengeschäft zwischen zwei Vertragspartnern, was nicht über die Börse (und damit die Börsenaufsicht bzw. Notenbankaufsicht) läuft, drastisch zugenommen: Jährlich werden allein im OTC-Geschäft 10 Billionen US-$ umgesetzt! Noch einmal zum Vergleich: Der internationale Devisenmarkt wurde 1994/95 durch die neuerliche Mexikokrise in seine bisher größte Krise seit 1945 gestürzt. Der IWF und die USA waren nicht mehr "Herr der Lage", weil viele Banken außerhalb der USA ihre Unterstützung verweigerten. Dabei ging es um die vergleichsweise lächerliche Summe von 50 Milliarden US-$.

Fassen wir zusammen: Der heutige Finanzmarkt entwickelt sich mehr und mehr zu einem reinen Spekulationsmarkt und wird auf einem sehr hohen Seil ohne Sicherungsnetz für den Absturz ausgeführt.

Der eigentliche Vorteil des Derivatehandels für die beteiligten Industriefirmen und Banken lag ursprünglich in der Begrenzung des Risikos. Die hohen Schwankungen auf dem Währungsmarkt nach der Freigabe des Dollar Anfang der 70er Jahre oder die starken Schwankungen an den Rohstoffbörsen konnten mithilfe des Optionshandels vermindert werden. Doch diese Vorteile und Voraussetzungen für die Globalisierung des Weltmarktes treten angesichts der aktuellen Entwicklung immer mehr in den Hintergrund.

Das "fiktive" Geld

Die Schere zwischen den real produzierten Warenwerten und dem weltweit zirkulierenden Finanzkapital geht immer weiter auseinander. Die Entwicklung auf dem Finanzsektor koppelt sich zusehends von der Realökonomie ab. Die weltweit gehandelten Staats- und Privatkredite übersteigen um ein Vielfaches die Kapitalakkumulation in der unmittelbaren Mehrwertproduktion. Der Kredithandel ist der eigentliche Motor der Spekulation geworden. Die Zinsderivate der verschiedensten Form machen den Großteil des Handels mit Derivaten aus. So wurden im letzten Jahr Milliarden von Dollar verzockt, als sehr viele Broker auf weiter fallende US-Zinsen spekulierten und weltweit die internationalen Anleihen an Kurswert verloren, weil die US-Zinsrate konstant blieb.

Das Geld hat einfach keinen substantiellen Gegenwert mehr in der Produktion von Waren und Dienstleistungen. Es ist nur noch fiktives Geld, wie es Robert Kurz und Ernst Lohoff in der Zeitschrift *Krisis* 16/17 ausdrücken: "Seit den 70er Jahren beginnt das Primat des Kredits die Vorherrschaft der Realwirtschaft abzulösen. War die Akkumulation von Geldkapital vom Beginn der industriellen Revolution bis in die fordistische Boomphase hinein eine Funktion der industriellen Akkumulation gewesen, so sank die Realakkumulation nun umgekehrt zum bloßen Anhängsel der Anhäufung fiktiven Kapitals herab." (ebd., S. 115)

Angesichts dieser Entwicklung resigniert der Chefredakteur der Zeitschrift *Finanztest* Hubertus Primus: "In dem heutigen Markt steht hinter vielen Transaktionen keine Absicherung realer Warengeschäfte mehr. Heute könnte man auch auf das Wetter oder auf Fußballergebnisse Derivate ausstellen." (*FAZ*, 21. Mai 1996)

Das "Cyberspace der Geofinanz"

Heute bestimmen hauptsächlich die Interessen der Broker und Banker den, hochkomplizierten und variantenreichen Derivatehandel. (Längst schon existiert z. B. der Handel von Optionen auf die Option) Die Interessen der Broker haben nur noch sehr wenig mit der realen Warenökonomie und dem globalen Handel zu tun. So betrug das (geschätzte) Gesamtvolumen des weltweiten Finanzhandels das 43fache des Gesamtvolumens des Welthandels im Jahr 1994! (*Blätter für deutsche und internationale Politik*, 8/95)

Die Welt der Broker ist mehr und mehr eine Welt der Scheinökonomie, eine virtuelle Ökonomie, oder wie die *Le Monde Diplomatique* im Mai 1995 schreibt, "das Cyberspace der Geofinanz". Die Spekulation auf Rendite und Zinsen ersetzt zunehmend die Profitinteresse des klassischen Kapitalisten, der Mehrwert durch die Ausbeutung der LohnarbeiterInnen produziert. So verfügen allein die 3 größten US-amerikanischen Rentenfonds über ein Finanzvolumen von über 500 Milliarden Dollar und über das Volumen der nicht der US-Börsenaufsicht unterliegenden Hedge-Fonds schwanken laut Gregory Millmann die Angaben von 7 bis 47.967 Milliarden Dollar.

Auf der Suche nach größtmöglichem Profit und Kapitalsicherheit surfen sie im neuen Cyberspace der Derivate. "Hier gibt es keinen Gesellschaftsvertrag, hier gibt es weder Sanktionen noch Gesetze, außer denen, die seine Protagonisten zu ihrem größten Profit willkürlich festlegen." (*Le Monde Diplomatique*, Mai 1995)

Die virtuelle Ökonomie kann die Produktions- und Kostenkalkulation eines auf den globalen Markz agierenden Konzerns völlig über den Haufen schmeißen. Sie kann den Niedergang einzelner Konzerne, Branchen oder nationaler Währungen beschleunigen oder erst herbeiführen.

Das aktuellste Beispiel in Deutschland ist dafür der Niedergang der Vulkan-Werft. Nach einer Meldung der Frankfurter Rundschau vom 24. Februar 1996 wurden "Investoren" mit den neuesten Horrormeldungen über den Vulkan seit dem Sommer 1995 versorgt. Das Interesse einer Königsteiner Beratungsfirma sei dabei gewesen, "den [Aktien]Kurs sinken zu lassen". Die Königsteiner Firma bot Optionen auf fallende Vulkanaktienkurse an, sogenannte "puts". Der Derrivate-Deal verlief so: Wer einen Optionsschein erwirbt, erhält das Recht zu einem späteren Termin die Aktien zu einem bestimmten Kurs zu verkaufen. Fällt zu dem festgesetzten Zeitpunkt der Kurs unter den im Optionsschein festgesetzten Wert, kann sich der Optionsscheininhaber kurz vor Fälligkeit der Option die billigere Aktie kaufen und sie dann, zu dem festgesetzten Kurswert, an den Optionshändler verkaufen. Dies wurde im Winter 95/96 mit der Vulkanaktie ein sicheres Gewinnspiel. Die Derivatehändler bedienten sich darüber hinaus gezielter Insiderinformationen und lancierten diese an die Presse, um so den Kurs noch weiter ins Rutschen zu bringen. Diese Derivatespekulation auf sinkende Vulkanaktienkurse hat dem Geldkapital höchste Profite eingefahren. Dem Vulkan-Konzern hat es zusätzliche Millionenverluste an der Börse beschert, was die Liquidität des Konzerns weiter einschränkte.

Sicherlich ist zu fragen, was aus der Sicht der unterdrückten Klassen denn nun das besonders Schlimme am spekulativen Kapital im Vergleich zum produktiven Kapital ist. Kapital sucht immer neue Profitanlagemöglichkeiten, und wo Profite gemacht werden, gibt es immer Verlierer.

Von einer revolutionären antikapitalistischen Perspektive aus betrachtet, kann es uns egal sein, woran die Herrschaft des internationalen Kapitalismus zugrunde geht, sei es nun aufgrund einer geplatzten riesigen Spekulationsblase oder aufgrund der derzeit leider nicht vohandenen antagonistischen Kräfte wie dem internationalen Proletariat bzw. anderen sozial revolutionären Bewegungen.

Aber aus der immanenten Sicht bestehen sehr wohl Unterschiede zwischen dem spekulativen und dem produktiven Kapital, wie an den oben aufgezeigten Beispielen veranschaulicht wurde. Die widersprüchlichen Interessen zwischen dem Finanzkapital und dem Produktivkapital liegen auf der Hand und auch die konservativsten Volkswirtschaftler wissen, daß sich, langfristig gesehen, das Kapital nur durch die Mehrwertproduktion vermehrt. Spekulationsgeschäfte zwischen verschiedenen Kapitalbesitzern haben immer Gewinner und Verlierer. Das mehrwertschöpfende Kapital akkumuliert neues Kapital aufgrund der Ausbeutung der LohnarbeiterInnen. Das ist der wesentliche Unterschied. Und den kennen auch alle um die Interessen des Gesamtkapitals besorgten Kapitalisten, Bankmanager und Politiker.

So wird auch den obersten Bankenaufsehern bei der Bundesbank oder dem IWF angesichts dieser Entwicklung langsam mulmig. Der Derivatehandel hat keine ausreichend eingebauten Sicherungen und kann das ganze kapitalistische Finanzsystem in den Abgrund reißen. Das Prekäre daran ist, daß die Banker aufgrund der weltweit verflochtenen Finanzmärkte und der eingerissenen Grenzen zwischen Währungs-, Anleihe-, Zins- und Aktienmarkt durch den Derivatehandel nicht mehr durchblicken.

Diese neue Interdependenz der Finanzmärkte macht die Märkte zugleich "völlig unberechenbar. Was manche Vertreter der Finanzaufsicht schon seit Jahren befürchtet hatten, fand nun seine Bestätigung: Kein Mensch verstand wirklich, wie das Finanzsystem funktionierte", schreibt Gregory Millmann über die Turbulenzen nach den milliardenschweren Verlusten der Banken und US-Fonds 1994 bei einer fehlgeschlagenen Spekulation auf den US-Zinssatz.

Der GAU ist möglich

Die Scheinökonomie der Derivate ist "die vermutlich größte aktuelle Bedrohung des globalen und immer enger verflochtenen Weltfinanzsystems" (so das *Handelsblatt*, zitiert nach *Der Spiegel* 12/94). Wenn ein milliardenschweres Optionsgeschäft einer Großbank platzt, werden die anderen internationalen Großbanken mit in den Strudel gerissen: "Dann schwappt das Risiko auf die Börsen, von dort auf die Wechselkurse und damit in die reale Welt", so der Präsident des deutschen Sparkassenverbandes Horst Köhler. "Der GAU ist durchaus möglich", so Köhler (*Der Spiegel* 12/94).

Dann würde aus der virtuellen (Derivate-)Ökonomie plötzlich eine reale Krisenökonomie. Zwar machen insbesondere einige US-amerikanische Großbanken wie "J.P. Morgan" oder "Salomon Brothers" mit dem Derivategeschäft derzeit Milliardengewinne. Doch auch der Derivatehandel hat wie jedes Finanzgeschäft immer Gewinner und Verlierer, es ist und bleibt ein "Nullsummenspiel", wie es das *Han-*

delsblatt vom 3. Mai 1995 charakterisierte.

Im gleichen Jahr, als die "Morgan-Bank" einen Milliardengewinn aus dem Derivategeschäft einstrich, meldete die Südkalifornische Kreisstadt Orange County ihre Zahlungsunfähigkeit, weil der Stadtkämmerer über 1,6 Milliarden US-$ durch Derivatespekulationsgeschäfte verspielt hatte.

Nebenbei: Auch die "normale" Börsen- und Immobilienspekulation besitzt eine explosive Kraft. Ein beispielloser Spekulationsboom auf Immobilien und Aktien (der mit Krediten finanziert wurde) ging in Japan 1990 zu Ende. So war allein das Grundstück des Kaiserpalastes in Tokio mehr wert, als das gesamte Grund und Boden des US-Bundesstaats Kalifornien. Die japanischen Aktien verloren binnen 2 Jahren die Hälfte ihres Wertes und die japanischen Sparkassen blieben aufgrund des zusammenbrechenden Immobilienmarktes auf mehr als 650 Milliarden DM Kreditverlusten hängen. Bankenzusammenbrüche und ein neuerlicher Konzentrationsschub nebst Milliardenzuschüsse durch den Staat waren die Folge.

Leitplanken sollen das System retten

In der BRD wird seit 1994 an der Installierung von "Leitplanken auf der Rennbahn" (*Handelsblatt*) gebastelt, um den potentiellen Zusammenbruch möglichst glimpflich zu gestalten: "Vor Auffahrunfällen, Massenkarambolagen und Schlimmerem schützen aber auch Leitplanken bei menschlichem Versagen nicht. Hier liegt m.E. das Hauptrisiko bei Derivaten", so ein deutsche Banker im *Handelsblatt* vom 16. Februar 1994. Es geht also angeblich wieder nur um das menschliche Versagen. Eine Argumentation, die wir nur allzu gut von den Befürwortern der Atom- oder Gentechnik kennen. Auch bei Derivaten ist die (Bank)Technik oder das (Geld)-System scheinbar nicht der Fehler.

Nach der Pleite der Barings-Bank sind viele Großbanken dazu übergegangen, ihren Brokern ein maximales Risiko und Limit beim Derivatehandel zu vorzuschreiben. Doch was passiert, wenn aufgrund von Börsengerüchten und plötzlich ausbrechender (zunächst) lokaler Wirtschaftskrisen alle verkaufen wollen? Da die Computerprogramme keine Psychologie kennen, kann durch die kursierenden Gerüchte auf dem Börsenparkett eine weltweite "zerstörerische Kettenreaktion" binnen Minuten ausgelöst werden.

Gut, bisher ist es nicht zu dem zitierten Befürchtungen eines weltweiten Kollaps des Finanzsystems gekommen. Hervorzuheben ist jedoch, daß die widersprüchlichen Interessen zwischen dem spekulierenden Finanzkapital und dem produktiven Kapital auch nicht durch verschärfte Aufsichts- oder Sicherungsmaßnahmen geglättet werden können. Sowohl die supranationalen Organisationen wie der IWF als auch die staatlichen Notenbanken und Regierungen sehen sich bisher nicht in der Lage, besagte "Leitplanken" für das global agierende Kapital zu entwickeln und weltweit vorzuschreiben. Mit neuen reglementierenden Gesetzen und Vorschriften, wie z.B. Steuern für den Währungshandel oder weltweit geltenden Publikationsvorschriften über den Derivatehandel und einheitlichen Vorschriften über die Höhe von Rücklagen für die Banken, Verbot von Kapitaltransfers außerhalb des Börsengeschäfts, könnte zwar ein effektiveres Sicherungssystem installiert werden, doch würden solche Vorschriften und Kontrollen die eigentliche Attraktivität der Globalisierung des Kapitalmarktes untergraben: nämlich die *völlige Freiheit des unkontrollierten Marktes*. Gerade diese Freiheit hat der Derivatehandel im letzten Jahrzehnt entscheidend vorangebracht - und zuviele machen damit gute Geschäfte.

Manfred Weber vom Bundesverband Deutscher Banken warnte denn auch schon vor dem "Aufsichts- und Wettbewerbsgefälle" durch eine zu "strikte Handhabung" von Kontrollen bei Derivatetermingeschäften an den deutschen Börsen. Dies könne "zu Abwanderungen ganzer Geschäftszweige ins Ausland führen". (*FAZ* vom 21. Mai 1996)

Kurz: Supranationale Gesetze und Kontrollen verstoßen gegen den "Geist" der Globalisierung des Kapitals. Denn die eigentliche Profitquelle für das transnationale Kapital liegt gerade in der Ausnutzung der Differenz von unterschiedlichen Gesetzen, Steuern und Zinssätzen rund um den Globis.

Effektive, international gültige Regeln und Sicherheitsvorschriften für den Derivatehandel wird es erst geben, wenn "ein finanzieller Supergau eingetreten" ist, so Hubertus Primus von der Zeitschrift *Finanztest*.

Das Finanzkapital als Vorreiter

Das internationale Finanzkapital war der Vorreiter des Globalisierungsprozesses des Kapitals und ist in den 90er Jahren zum großen Vorbild für das produktive Kapital geworden. Ohne effektive Gegenwehr seitens der Staaten und der Lohnabhängigen diktiert es derzeit die Gesetze des globalen Marktes. Das Finanzkapital muß weder Rücksicht auf eine die Völker und Klassen ruhigstellende Sozialpolitik nehmen, noch dafür sorgen, daß langfristig ausreichende Investitionen in die nichtprofitablen Zweige der Infrastuktur, Ausbildung und Gesundheitswesen seitens der Staaten und der Industriekonzerne vorgenommen werden.

Das Finanzkapital ist wieder zum Ursprung des Kapitalismus, des berüchtigten Manchesterkapitalismus zurückgekehrt, der keine sozialen Verpflichtungen kennt.

Wir können die aktuelle Debatte in der BRD um die Senkung der Lohnkosten nicht nur aus der Sicht der Globalisierung, der international verschärften Konkurrenz für das bundesdeutsche Industriekapital verstehen, sondern müssen diese Debatte auch als Versuch einstufen, die Profitrate in der Industrie wieder der Durchschnittsprofitrate im globalen Finanzmarkt angleichen.

Das produktive Kapital hinterläßt dabei Wüsten der Verelendung, wie zuvor in England unter Thatcher so nun in der BRD unter der großen Koalition von CDU/SPD.

Die aktuelle Gefahr liegt m.E. nicht in einem drohenden Zusammenbruch des Weltkapitalismus, sondern mehr im sich ankündigenden Ende des westeuropäischen sozialmarktwirtschaftlichen Kapitalismus, der die unterdrückten Klassen in begrenztem Maße am Wohlstand teilhaben ließ. Dafür schlossen die Gewerkschaftsführer über 3 Jahrzehnte den Klassenkompromiß. Dieser ist jetzt vom Kapital aufgekündigt worden. Der Zwang zur niedrigst entlohnten Arbeit und der Kampf ums Überleben nimmt wieder ungeheuer zu. Die Zahl der "überflüssigen Esser", der sowohl für den Arbeitsmarkt wie für den Absatzmarkt uninteressanten BürgerInnen wird auch in Westeuropa drastisch steigen.

Helden der Revolution: vom Idolstatus befreit

von Christine Höbermann

Photo : cordelia dilg



Wer jemals mit der Sandinistischen Volksrevolution in Berührung gekommen ist, kennt die Abbildungen von Augusto C. Sandino und Carlos Fonseca. An bundesdeutschen Universitäten sind kürzlich zwei recht unterschiedliche Arbeiten über die berühmten Nicaraguaner entstanden.

Die überarbeitete Habilitationsschrift des Historikers Volker Wünderich aus Hannover über das Leben Sandinos wird in den Rezensionen der (real-existierenden) Nicaragua-Solibewegung begeistert gelobt. Und das zurecht: Sie setzt sich genau und gründlich mit dem politischen Werdegang und der Ideenwelt des Rebellenführers auseinander und zeigt die z. T. erstaunlichen Querverbindungen zu zeitgenössischen politischen Strömungen und Denkern auf. Den acht chronologisch gefaßten Kapiteln hat Wünderich zwei interessante Exkurse über das Verhältnis der kommunistischen Parteien zu Sandino und dessen spirituelle Vorstellungen beigefügt.

Sandinos in bisherigen Darstellungen meist unterschlagenen esoterischen Interessen bestimmten seine Philosophie wesentlich und machten sicherlich einen Teil seines ungewöhnlichen Charismas aus. Wünderich rekonstruiert Sandinos Sendungsbewußtsein vor dem Hintergrund der ländlichen Volksreligiösität und dem Briefwechsel des Partisanen mit verschiedenen spirituellen Meistern. Wünderich scheut weder hier noch in anderen Kapiteln davor zurück, Sandino kräftig zu kritisieren. Durch die Darstellung auch seiner Fehler und Schwächen wird greifbar, wie schließlich die Ermordung Sandinos und seiner Leute durch Somoza straflos möglich wurde.

Ein besonderer Verdienst dieser politischen Biographie ist, daß sie wirklich spannend geschrieben ist. Das Buch eignet sich als Freizeitlektüre, selbst Wissenschaftsbanausen kommen zu dem Urteil: 'Läßt sich runterlesen wie ein Roman von Hemingway ... .'

Stilistisch ist Werner Mackenbachs Ausarbeitung leider nicht ganz so gelungen, das 'trockene Brot' der wissenschaftlichen Beweisführung bleibt den LeserInnen nicht erspart und das liegt wahrscheinlich auch einfach am Thema: Hier interessiert nicht (wie bei Wünderich) das bewegte Leben des Revolutionärs Fonseca sondern sein theoretisches Konzept und dessen Beitrag zur politischen Entwicklung in Nicaragua. Dennoch wäre eine intensivere Überarbeitung seiner Dissertation vor der Veröffentlichung wünschenwert gewesen: einmal vertut sich Mackenbach bezüglich Somozas Regierungsperioden und an anderer Stelle verwirren überflüssige Detailinformationen. Trotzdem ist seine Arbeit gut durchstrukturiert und lesbar, auffällig ist die trotz z.T. schwer übertragbarer Begrifflichkeiten gelungene Übersetzung der vielen Zitate.

Explizites Anliegen Mackenbachs ist die Untersuchung der Mitwirkung Carlos Fonsecas an der Konstruktion einer nicaraguanischen Nation im Rahmen eines Projektes nationaler Befreiung. Mackenbach folgert aus seiner Analyse, daß Fonseca sich ausschließlich auf die soziale Frage bezieht und somit zwei wesentliche Widersprüche zentralamerikanischer Gesellschaften, nämlich das ethnische und das geschlechtliche Problem, unbeachtet läßt. Damit kündigten sich erhebliche Konfliktfelder während der sandinistischen Regierungszeit schon in ihrer Konzeption an.

Mackenbach rekonstruiert Fonsecas Denken zunächst über seine (bemerkenswerten) Stellungnahmen in einer Schülerzeitung, seine Art der Verarbeitung von Sandinos Schriften und die Rekonstruktion der Entstehung des Begriffes Sandinismus. Weiterhin untersucht er den Einfluß der kubanischen Revolution, vergleicht Fonsecas Abhandlungen mit den Stellungnahmen Che Guevaras zu verschiedenen zentralen Punkten revolutionärer Strategie, hinterfragt das Verhältnis zu den realsozialistischen Ländern und dem Marxismus und überprüft schließlich den Bezug zum konkreten politischen Prozeß der FSLN in Nicaragua.

Dort wo es um den Einfluß der kubanischen Revolution auf die Befreiungsbewegung in Nicaragua geht, wird Mackenbachs Buch doch noch für die AbenteurerInnen in uns interessant, denn er berichtet über den 'konkreten materiellen Charakter' der Beziehungen, für die Che Guevara persönlich verantwortlich war. Seine Zuständigkeit ging bis zur Organisation von Guerilla-Aktionen. Guevara selbst war ein Bewunderer Sandinos, mit dem er über

seinen militärischen Ausbilder, einem Veteran des spanischen Bürgerkriegs, in Berührung gekommen war.

Nach Guevaras Tod entwickelt Fonseca dessen Gedanken kritisch weiter, übernimmt aber weiterhin unhinterfragt stark schematische marxistisch-leninistische Dogmen. Dennoch zeichnet sich Fonsecas Gedankengebäude im Vergleich zu anderen FSLN-Theoretikern seiner Zeit durch größere Flexibilität aus. Seine Konzepte sind näher an der nicaraguanischen Realität, obwohl er mit Sandino und Guevara eine machistische Ignoranz gegenüber der Geschlechterproblematik teilt (dieser Bereich wird auch bei Wünderich nicht erwähnt) und in Bezug auf die ethnische Frage sogar hinter Sandino zurückfällt.

Mackenbach bezieht auch die Zeit nach Fonsecas Tod im November 1976 in seine Überlegungen ein. Über die Rolle der zersplitterten FSLN bei den Aufständen, die zum Untergang des Somoza-Regimes führten, schreibt er: *"Gerade die Tatsache, daß der Sandinismus (...) zu keinem Zeitpunkt über eine homogene ideologische Basis, noch über eine straffe, vereinheitlichte Organisation verfügte (...), prädestinierte ihn dafür, die politische Hegemonie über diese vielfältige gesellschaftliche Bewegung (des Massenaufstands gegen Somoza; CH) zu gewinnen."* Daß die deutsche Linke das eine ebensowenig wie das andere besitzt, sollte jetzt aber nicht zu voreiligen Hoffnungen verleiten ... .

In beiden Arbeiten findet sich eine ernsthafte und kritische politische Auseinandersetzung mit den nicaraguanischen Denkern und Kämpfern, die während der Hochkonjunktur der Solidaritätsbewegung oft fehlte (Siehe Artikel von Rosi Karges in SF 4/95). Obwohl es sich um wissenschaftliche Arbeiten und nicht um politische Konzeptionen handelt, können aktuelle und zukünftige Bewegungen hier Anregungen oder gar Maßstäbe finden.

Wünderich, Volker: Sandino - eine politische Biographie, 344 Seiten, broschiert, DM 36,-, Peter Hammer Verlag, Wuppertal 1995.

Mackenbach, Werner: Carlos Fonseca und der Sandinismus- Studie über den Zusammenhang seiner Gedanken und ihre Bedeutung für die Konstruktion der nicaraguanischen Nation, 300 Seiten, broschiert, DM 48,-, dipa Verlag, Frankfurt am Main, 1995.

Selbstbefreiung von der Dominanz

Birgit Rommelspachers Buch "Dominanzkultur

Wie sind die verschiedenen Herrschaftsverhältnisse miteinander verknüpft? Wie wirken Rassismus, Antisemitismus, Sexismus, die Benachteiligung Behinderter und Angehöriger anderer sozialer Randgruppen zusammen und gegeneinander?

Der Titel "Dominanzkultur" benennt das Erklärungskonzept und ist zugleich der Leitfaden durch die unterschiedlichen Abschnitte des Buches: Es geht um das vielschichtige Geflecht verschiedener Machtdimensionen, die auf unser Denken und Handeln einwirken und uns selbst aufgrund ihrer Alltäglichkeit und Allgegenwart zumeist nicht bewußt sind.

Über- und Unterordnung ist in wohl allen modernen Gesellschaften grundlegender und nicht wegzudenkender Bestandteil der Sozialisation jeder Person. Unübersichtlich gewordene Machtverhältnisse, die sich nicht in einfachen Kategorien von Repression und Widerstand fassen lassen, verlagern sich als normative Orientierungen in die Einzelnen. Die Bereitschaft zur Befolgung von Normen wie auch direkter oder subtiler sozialer Druck macht jede Person zu einer, die gleichzeitig Macht ausübt und erduldet. Die alle Lebensbereiche einer Person formende Zugehörigkeit (beispielsweise) zu einem Geschlecht ist dabei nicht hinreichend, das eigene soziale Eingebundensein zu erklären: Das Verhalten einer Frau ist nicht allein durch die Gegebenheiten des Patriarchats festgelegt, sondern es ist auch zu betrachten im Hinblick auf ihre Hautfarbe, Nationalität, soziale Schicht usw.

Wer nun mehr über das Aufeinandereinwirken der verschiedenen Herrschaftsverhältnisse wissen will, wird zu diesem Wissen bei Rommelspacher auf indirektem Weg geführt. Sie schreibt zwar über Geschichte, sie beschreibt Strukturen sozialen Handelns, zum Beispiel gibt es einen historischen Überblick über die Geschichte der Rassismen in Deutschland - Antisemitismus, Antislawismus, Antiislamismus, Antiziganismus und eugenischen Rassismus. Dem folgen auch Überlegungen zu den Funktionen, die diese Ausgrenzungsmechanismen jeweils hatten und haben. Doch als Schlußfolgerungen geht es Rommelspacher um eine Einordnung der Theorien, die sich mit diesen Rassismen befassen (sofern es in Deutschland solche Theorien gibt). Diese Theorien - in anderen Kapiteln auch Bilder, Einstellungen, Befragungsergebnisse - untersucht sie auf die ihnen zugrundeliegenden Interessenlagen hin. "Dominanzkultur" ist damit im Ergebnis immer der Hinweis auf die immanente Dominanzstruktur dieser, emanzipatorisch gemeinten, Diskurse.

Dazu einige Beispiele: Als Kapitalismuskritikerin schaut sie sich selbst und den KollegInnen "über die Schulter", fragt: Was machen wir da eigentlich und wozu dient das wirklich? und macht so den Rassismus sichtbar, der sich in den Ritzen des ökonomischen Universalwelterklärungsversuches verbirgt: Indem wirtschaftliche Ausbeutung zum

Hauptwiderspruch stilisiert wird, machen Arbeiterbewegte die eigenen Probleme zum Fokus und halten auf ideologisch unsichtbar gemachte Weise an ihren Privilegien gegenüber MigrantInnen fest.

Als Feministin verweist Rommelspacher auf die durchaus vorhandenen Entscheidungs- und Handlungsspielräume von Frauen, die durch feministische Theorie negiert werden. Weiblicher Antisemitismus und Rassismus in Geschichte und Gegenwart werde so durch den Hinweis auf den Druck eines angeblich allumfassenden Patriarchats moralisch gerechtfertigt.

An anderer Stelle verweist Rommelspacher auf die Macht, die Frauen innerhalb der Familie vor allem Kindern gegenüber haben. Wenn Frauenforscherinnen die Familie als Ort der Übergriffe und der Gewalt ausgemacht und als ein Gegenmittel das Postulat der Parteilichkeit für Frauen entwickelt haben, so decken und stützen sie damit das auch von weiblicher Seite her Kindern zugefügte Unrecht. Feministische Theorie wird damit zur affirmativen Konstatierung eines Patriarchats, das Frauen nicht nur angeblich jeden direkten Einfluß verwehrt sondern sie auch der gesellschaftlichen und individuellen Verantwortung enthebt.

Als Sozialpsychologin nimmt Rommelspacher TherapeutInnen in die Pflicht, gesellschaftlich und politisch Stellung zu beziehen: Wenn PsychologInnen die 'neutrale' VermittlerInnenrolle zwischen jungen Faschisten und von Angriffen betroffenen MigrantInnen einnehmen, machen sie diese zu gleichwertigen Kontrahenten in einem Konflikt ohne Geschichte. Damit leugnen sie reale Geschichte/n von Kolonialisierung und rassistischer Gewalt und machen die Angegriffenen für ihre Probleme (mit-)verantwortlich. Zugleich bleibt ihnen die Auseinandersetzung mit der eigenen Dominanzposition als erklärende oder verstehende ExpertInnen und als von rassistischen Strukturen Begänstigte erspart.

Die Differenziertheit vor allem der feministischen, antikapitalistischen (aber auch der psychologischen) Analysen - so arbeitet sie heraus - leidet jeweils daran, daß jede der Sichtweisen den ausschließlichen Anspruch auf Erklärung der Welt beinhaltet. Die Behauptung von Gleichheit (aller Arbeiter, aller Frauen, aller MigrantInnen, aller Behinderten) oder der Wunsch diese herzustellen ist als Denkschema und als Praxis jedoch schon gewalttätig, weil sie Differenzen negiert, vereinnahmt, Bedürfnisse, aber auch Machtpotentiale leugnet. So kranken die emanzipatorisch gemeinten Theorien und Praxisentwürfe an ihren eigenen unerkannten Dominanzbestrebungen, und das heißt, an ihrem affirmativem Bezug auf die Traditionen, die sie bekämpfen wollen. "Dominanzkultur" ist damit auch das Resultat eines Kampfes von AufklärerInnen und BefreierInnen, die sich nicht herablassen, mit "den zu Befreienden" und "den Aufzuklärenden" zu sprechen, um nicht der eigenen Überheblichkeit zu begegnen.

Eine solche Auseinandersetzung mit dem eigenen Dominanzbestreben, mit machtsicherndem Verhalten und Privilegienverteidigung wäre jedoch nach Rommelspacher für einzelne wie für gesellschaftliche Gruppen notwendig, um Grundsätzliches zu ändern. Da jede Person beide Perspektiven kennengelernt hat, die von Über- wie Unterordnung, und da das Festhalten an Machtpositionen persönlich wie gesellschaftlich die jeweils Mächtigen von bestimmten emotionalen Ressourcen abschneidet, liege es auch im Interesse Privilegierter, umzudenken, die Annehmlichkeiten eines zärtlicheren, solidarischen Verhaltens zu suchen und die Anstrengung eines ständigen Ringens um Anerkennung aufzugeben. Doch dies, so denke ich, setzt ein großes Maß an Selbstreflexion voraus, nötig wäre dafür das erwachende Bewußtsein bei Vielen über die Quelle eines eher unterschwellig empfundenen oder nur psychosomatisch sich vermittelnden Leidens. Auch ein solcher Selbstreflexionsprozeß ist schmerzhaft - warum ein Leiden gegen ein anderes eintauschen, auf einem Weg der als konsequenter psychisch wie materiell ins Unsichere führt? Wieviele können zu - freiwilligen! - Anhängern der anstrengenden Suche nach einer Wahrheit und Veränderung werden, die das Selbst ebenso wie die Gesellschaft betrifft? Zudem würden (auch nach Rommelspachers eigener Argumentation) die zu einem solchen Prozeß bereiten selbstkritischen Menschen leicht Gefahr laufen, wiederum die Anderen zu funktionalisieren, indem diese mit ihrer relativen Unterprivilegierung zum Spiegel der eigenen Dominanzattitüden gemacht würden anstatt ihrerseits mit ihren spezifischen Problemen wahr- und ernstgenommen zu werden. Wie groß ist die Bereitschaft, sich einzulassen auf das Gespräch, den Austausch, den Streit, das Festhalten an auch schwierigen Beziehungen - dies alles bei fortgesetzter Offenheit und für aufklärerische Selbstkritik und für den Verzicht auf eigene Privilegien? Wie groß ist die Bereitschaft, dies "szeneweit" zu tun (von gesellschaftsumfassend gar nicht zu reden): Wir sollten uns aus unseren inneren und äußeren Lederjacken schälen. Wir sollten? - Es wird kälter.

Diskussionsveranstaltung mit Birgit Rommelspacher am 17.10.1996 im "Zentrum", Hinter der schönen Aussicht 11, Frankfurt am Main. Genaues Thema und Uhrzeit standen zu Redaktionsschluß noch nicht fest, Nachfragemöglichkeit für Interessierte: 069/43 84 51

Dagmar Vera Jost

20 Jahre Radikal

Am 18.Juni 1976 erschien die erste Ausgabe der *radikal*, einer Zeitschrift, die heute eine der wichtigsten und weitverbreitesten der autonomen Linken ist. Dieses Jubiläum und die Notwendigkeit der Repression entgegenzutreten, die seit den Durchsuchungen im Juni 1995 stattfindet, nahmen vier linksradikale Verlage zum Anlaß, einen Sammelband zu 20 Jahren *radikal* und zu "Geschichte und Perspektiven autonomer Medien" herauszugeben.

Der historische Abriß zur Geschichte der *radikal* ist in drei große Blöcke unterteilt, die die Geschichte eines Teils der radikalen Linken widerspiegeln: Von 1976 bis 1980 ist *radikal* die "Sozialistische Zeitung für Westberlin" (so der damalige Untertitel) und das Organ einer breiten Strömung irgendwo zwischen Alternativbewegung und -projekten, linken Parteien und Bewegungen und den militanten Gruppen.

Ab 1980 weitet sich die Häuserkampfbewegung nicht nur in Berlin aus und die *radikal* wird zur "Zeitung für unkontrollierte Bewegung", so einer der damals oft wechselnden Untertitel. In diese Phase, die bis zum Ende der Häuserbewegung ab 1982 und der Illegalisierung der *radikal* 1984 reicht, fällt auch der Beginn der bundesweiten Verbreitung.

Der dritte und bis heute andauernde Abschnitt ist der der *radikal* als auflagenstarker bundesweiter autonomer Zeitung mit verdeckter Struktur und Redaktion. Diese letzte Phase wird in einem Artikel, der von zwei Männern aus der *radikal* geschrieben wurde, nocheinmal in weitere Abschnitte unterteilt: in den Wiederaufbau der Strukturen nach der zweiten großen Repressionswelle 1986, in die Pause 1987, in der kein Heft erschien, in eine stabile Phase 1988/89 und den entstehenden Konflikt um die Inhalte, der sich ab Ende der 80er Jahre abzeichnete. In dieser letzten Phase beginnt auch die vermehrte und gewollte Veröffentlichung von redaktionellen Artikeln, u.a. der sehrguten Serie "Gegen das Vergessen". Die inhaltlichen Konflikte der radi-Redaktion und der sie tragenden Struktur werden erstaunlich offen thematisiert: Sollen z.B. hauptsächlich zugeschickte Artikel und, aufgrund der verdeckten Erscheinungsweise, Bekennerschreiben und Anleitungen veröffentlicht werden? Oder soll die Redaktion vor allem selbst Artikel verfassen oder auswählen und damit in gewissem Sinne "zensieren"? Dieser Konflikt ist immer noch ungelöst, es läßt sich aber ein Übergewicht der ersten "Fraktion" erkennen und schlußfolgern. Ein kurzer Artikel thematisiert die Situation von FrauenLesben in der Struktur und die Präsenz von FrauenLesben und ihren Kämpfen in der Zeitung. In diesen "historischen" Beiträgen werden immer wieder Artikel aus der *radikal* dokumentiert.

Die zweite Hälfte des Buches handelt von - mit autonomer Medienproduktion und der Repression gegen die *radikal* zusammenhängenden – Fragen wie Flucht und Exil, Zensur, verschiedene Begriffe von Öffentlichkeit und enthält ein Interview mit einem der vier Genossen, die am 13. Juni 1995 festgenommen wurden und heute in Freiheit auf ihren Prozeß warten.

Dieser Block enthält auch ein ziemlich nichtssagendes Streitgespräch zwischen verschiedenen Medienschaffenden aus der autonomen Bewegung: Wer wüßte nicht, daß autonome Infoblätter wie die *Interim* langweilig sind! Ferner gibt es hier einen überfliegerhaften Schnelldurchlauf durch "die" autonome Medienlandschaft ("Subversives Blätterrauschen"), ein umfangreiches, wenn auch nicht fehlerfreies oder vollständiges Adreßverzeichnis und einen kurzen Artikel zu FrauenLesbenzeitungen (ebenfalls mit Adressenverzeichnis). Die Verzeichnisse und der "Blätterrauschen"-Artikel machen deutlich, daß es doch noch eine große thematische und regionale Vielfalt in der autonomen Presselandschaft gibt.

Das Buch gibt GenossInnen, die ihre erste radi 1980 oder später in den Händen hielten, die Möglichkeit, sich über die Zeit und die Zeitung davor (und natürlich gleichermaßen danach) sehr ausführlich und abwechslungsreich zu

informieren. Es reizt zum Schmökern und es gibt Einblick in die Bedingungen und Probleme autonomer Medienproduktion und weckt für diese Verständnis. Denn eine Zeitung kritisieren ist weit leichter, als eine bessere zu machen. Auch die radikallinken MedienkonsumentInnen sind eben meist KonsumentInnen und nicht Mitwirkende am medialen Geschehen.

Das Buch löst den selbstgesetzten Anspruch zu "Perspektiven" zu berichten, nicht ein. Wie der Graben zwischen derzeitiger Theorie und Praxis überwunden werden soll, ja in welchen Formen – zu denen Medien gehören – "autonome" Theorieproduktion – die von vielen Stimmen im Buch gefordert wird –, denn stattfinden soll, dies bleibt weiterhin unklar. Die Wege zwischen ritualisierter Antifa-Politik und akademischen Gender- und Cultural-Studies (a lá "Beute") am anderen Pol gilt es also auch weiterhin zu suchen und in tätiger Aneignung zu beschreiten. Das Dilemma, daß Zeitungen, die nahezu alle zugesandten Beiträge veröffentlichen, den Trend zur Langeweile haben, andererseits die Theoriemagazine, die hohe Anforderungen an die AutorInnen stellen und deshalb (gewollt) viele vom Schreiben abschrecken, wird die autonome Bewegung noch länger begleiten.

Hier ist die *radikal* mit ihrem Kompromiß ein guter Ausweg. Sie bringt neue Gedanken ein, beschäftigt sich mit Geschichte und versucht ein Abbild der Bewegung zu sein. Die Diskussion um die Konzeption geht aber weiter: in der im Juni erschienenen radi Nr.154 kündigt die Redaktion einen "längeren Block zur internen Zeitungsdebatte" für die Ausgabe 155 an. Mann und Frau dürfen gespannt sein.

Der Interviewband zur sozialrevolutionären bewaffneten Gruppe **"Bewegung 2.Juni"** reicht noch weiter als das Buch zur *radikal* in die Geschichte der Linken zurück. In ihm erzählen zwei ehemalige Mitglieder von der Zeit vor 1967/68, den vielfältigen Spaßguerilla- und Aneignungsaktionen und der Entführung des Berliner CDU-Politikers Peter Lorenz 1975, einer der seltenen gelungenen Aktionen zur Befreiung von Gefangenen. Die beiden kamen von den "Umherschweifenden Haschrebellen" zum 2.Juni, lebten illegal und saßen von 1975 bis 1990 im Knast.

Das durch die Interviewform leicht zu lesende Buch ist sehr authentisch und erzählt aus einer nichtstudentischen Sicht. Die Unterschiede in der politischen Ausrichtung und dem Handeln zwischen 2.Juni und RAF werden andeutungsweise genannt, es fehlen jedoch theoretische Dokumente des 2.Juni, die derzeit außer in linken Archiven nicht zugänglich sind.* Die Spaltung des 2.Juni in eine Gruppe, die zur RAF ging einerseits und einen Teil, der die Bewegung repräsentierte, im Knast saß oder verschwunden war und den 2.Juni dann später auflöste, wird nicht dargestellt und inhaltlich begründet.

Bernd Hüttner

20 Jahre radikal; Bezug: Verlag Libertäre Assoziation, Lindenallee 72, 20259 Hamburg, 240 S., 29,80 DM

Ralf Reinders/Ronald Fritzsch: Die Bewegung 2.Juni; Edition ID-Archiv 1995, 182 S., 18.-DM

* Anm. der SF-Red.: Hier irrt der Autor ein wenig: zumindest ein ausführlicher Auszug aus einem **Originaltext von Ralf Reinders "Das Gewaltmonopol wurde durchbrochen"** wurde 1987 im *Schwarzen Faden* nachgedruckt. Ca. 70 Exemplare dieser Nr.25 (3/87) des SF sind noch immer lieferbar und damit auch für Leute, die den Staub der Archive scheuen, öffentlich zugänglich! (5.-DM)

Ulrike Meinhof

Daß vor 20 Jahren Ulrike Meinhof tot in ihrer Zelle in Stammheim aufgefunden wurde, ist allgemein bekannt. Ulrike Meinhof ist als Kopf der RAF eine für die Geschichte der BRD zu bedeutende Person, als daß der Jahrestag von den Medien übergangen werden konnte.

Damit als Todesumstand Ulrike Meinhofs nicht nur die offizielle Version, die Selbstmordtheorie, die Diskussion um das Ende Ulrike Meinhofs bestimmt, ..., legte der Unrast Verlag als seinen Beitrag zum Jahrestag den *Bericht der internationalen Untersuchungskommission* als Reprint neu auf, der 1979 zunächst in Frankreich, im gleichen Jahr noch in der BRD erschien und in dem eine Gruppe unabhängiger Anwälte, Mediziner und Journalisten den Ungereimtheiten der offiziellen Untersuchungen zum Tode Ulrike Meinhofs nachgingen. Sie führten stichhaltige Argumente zusammen, die den Schluß nahelegen, *"daß sich Ulrike Meinhof nicht selber erhängen konnte"*, die weitergehend nahebringen, *"daß Ulrike Meinhof tot war, als man sie aufhängte"* und *"daß es beunruhigende Indizien gibt, die auf das*

Eingreifen eines Dritten im Zusammenhang mit diesem Tode hinweisen."

Ein sinnvoller Beitrag, denn in der Verlautbarung, Ulrike Meinhof habe Selbstmord begangen, schwingt nicht nur die Aussage mit, sie habe ihren politischen Weg bereut, sondern auch, daß ihre Kompromißlosigkeit aufgesetzt war und sie ihr als Person nicht standhalten konnte. Zwei Aussagen, die sich aufgrund des Symbolcharakters der Person Ulrike Meinhof auf die gesamte radikale Linke beziehen würden, soweit sie sich auf Ulrike Meinhof beruft.

Ein Beitrag, der dennoch zugleich ärgerlich ist, denn die Herausgeber des Reprints, die Gruppe B.A.M.B.U.L.E., verzichten vollständig darauf, den *Bericht der internationalen Untersuchungskommission* für die heutige Zeit zu nutzen, ihn als das zu sehen, was er 20 Jahre nach dem Tod Ulrike Meinhofs und 17 Jahre nach seinem Erscheinen nun einmal ist: ein zeitgeschichtliches Dokument. Statt im Anhang darauf einzugehen, ob und wieweit der Bericht der internationalen Untersuchungskommission Auswirkungen nach sich zog, Reaktionen erhielt, und ob sich innerhalb von 20 Jahren, in denen viel über Ulrike Meinhof diskutiert wurde, die Ergebnisse der internationalen Untersuchungskommission bestätigt haben, inwieweit sie angefochten wurden, ob nicht neue Erkenntnisse aufgetaucht sind etc., statt darauf einzugehen, wiederholt B.A.M.-B.U.L.E. die seit 20 Jahren unveränderte Parole *Freiheit für die politischen Gefangenen* und schickt einen Aufruf des deutschen Initiativkreises Libitad! nach, der im altbackenen Flugblatt-Jargon zur *Solidarität mit allen politischen Gefangenen* aufruft; ohne natürlich den Aufruf durch mehr als die üblichen Parolen zu begründen. Es ist möglich, daß B.A.M.B.U.L.E. davon ausgeht, in 20 Jahren BRD-Geschichte hätte es seit dem Tod Ulrike Meinhofs keine politische Entwicklung gegeben; und daß das Stadtguerilla-Konzept sich nicht schon vor längerem als gescheitert herausgestellt hätte. Der Bericht der internationalen Untersuchungskommission wäre bestens geeignet gewesen, in eine Diskussion über zeitgenössische Modelle revolutionären Widerstands einzusteigen und den Blick über den Tellerrand des Anachronismus RAF zu wagen. B.A.M.B.U.L.E. als Herausgeber bevorzugten, aufzuzeigen, wie verknöchert die deutsche Linke tatsächlich ist.

Martin Droschke

B.A.M.B.U.L.E. (Hg.): Der Tod Ulrike Meinhofs. Bericht der Internationalen Untersuchungskommission. Reprint, mit einem Anhang. Unrast-Verlag, Münster 1996, 117 S., 14,80 DM.

Edelweisspiraten

Seit Jahren geht Hellmut G. Haasis freiheitlichen Bewegungen vor allem – aber nicht nur – in Südwestdeutschland nach. Immer wieder trifft er auf Zeugnisse verschütteter Geschichte. Aus diesen Funden heraus sind auch die vorliegenden Geschichten entstanden – Geschichten voll fröhlicher Mißachtung der Obrigkeit. Erzählt wird von rebellischen Bauern im österreichischen Mühlviertel und im Vorarlberg, über Ausbruch und Flucht der weithin vergessenen Revolutionäre J. Venedey und Carl Dittler, aber auch über die Edelweisspiraten – dort wird auch der Bogen zum heutigen Staat und seinen geheimen Diensten geschlagen.

Am erstaunlichsten ist aber die Erzählung über die *Freie Republik der spottlustigen Erdarbeiter in Berlin ("Rehberger")*, in der die unbändige Kraft zum Vorschein kommt, die geistreiche Phantasie entwickeln kann. Nichts war heilig in dieser ungewöhnlichsten und subversivsten Republik, die sich ja auf deutschem Boden befand. Denkbar "undeutsch" wie sie waren, erinnert heute nicht einmal ein Gedenkstein an diese spaßigen Revolteure.

Ja, so muß Geschichte geschrieben sein – frisch, als wenn es grad gestern gewesen wäre, springen uns hier die Revoluzzer entgegen, ganz anders als im Schulunterricht, der schon so manchem das Interesse an Vergangenem gründlich ausgetrieben hat.

Gerald Grüneklee

Hellmut G. Haasis: Edelweisspiraten. Erzählungen aus dem Untergrund der Freiheit, Trotzdem-Verlag, Grafenau 1996, 158 S., 20.-DM

"Die Stimmung ist gut ...Wir singen neue Lieder, machen politisch korrekte Witze,..."

p.m. als Rodulf von Gardau in: Die Schrecken des Jahres 1000. Roman.Bd1
rotpunktverlag 312 S.,geb., 36,-DM

Literatur mit libertären Inhalten sind relativ rar, vor allem erfolgreiche und/oder gute Bücher. Daß aber politisch aktive Menschen - wie p.m. nun mal einer ist - "nebenher" auch noch großartige Bücher schreiben können, beweist sein neuestes Werk "Die Schrecken des Jahres 1000", von dem nun Band 1 (von insgesamt 5 Bänden) vorliegt.
Immer wieder fallen wir auf Begrifflichkeiten herein. So z.B. "Mittelalter"; wenn das Mittelalter um die Jahrtausendwende existiert hätte, wären wir jetzt wohl rein rechnerisch (mal wieder) dem Ende nahe. Das Mittelalter wird auch gerne als eine dunkle Epoche dargestellt, um den technischen Fortschritt bis hin zum nuklearen Männlichkeitswahn, uns besser verkaufen zu können. Eine Epoche als Zeit der "Aufklärung" zu deklarieren heißt, die Menschen, die davor lebten zu Dummköpfen zu erklären. So etwas nennt p.m. "Histo-rassismus", denn: "Eine Korrektur der patriarchalen Geschichte wäre damals genauso gut möglich gewesen wie heute." (S.7) Die Menschen waren nicht dümmer, nicht uninformierter als heute. Auch die Natur war nicht wilder: "Die Schrecken der Natur sind, ähnlich wie die Schrecken des Jahres Tausend, Greulpropaganda zur Stützung des patriachalen Projekts. Das Grauen der Männer vor der >Natur< (Mutter, Frau, Sexualität usw.) ist in Wahrheit das Grauen vor dem, was sie selbst angerichtet haben." (S. 310)
Menschliches Handeln ständig mit Zeitumständen, und Sachzwängen, Ethnie und/oder Religion zu entschuldigen, kann nicht mehr geltend gemacht werden, wenn wir den Traum von einer herrschaftslosen Gesellschaft nicht aufgeben, und diesen Planeten vor seiner endgültigen Zerstörung bewahren wollen. Inzwischen geht es ums Ganze, und darum, ob wir als Menschen die Geschichte selbst in die Hand nehmen, oder dem Diktat einiger Blindfische unterliegen, und den Planeten in die Mülltonne befördern wollen.
Das Buch ist starker Tobak, nicht ohne Humor und Unterhaltungswert, bietet es eine Fülle von Informationen über eine Zeit, die uns unendlich weit weg zu sein scheint, und doch stehen wir heute, an der zweiten Jahrtausendwende, nicht anders da als unsere Vorfahren. Möglicherweise habe die Menschen des Jahres 1000 (sie wußten nicht mal genau in welchem Jahr sie waren, aber wen interessiert das denn eigentlich, wenn es nur darauf ankommt, wann die Aussaat erfolgen muß, und wann geerntet werden muß) eine größere Chance besessen uns vor dem irrwitzigen "Fortschritt" zu bewahren, dessen Nutzen manche auch schon seit 200 Jahren anzweifeln. "Der Fortschritt? Was für eine altmodische Verkrampfung!" (S.93) Aber letztendlich sind wir genauso lahmarschig wie unsere Vorfahren, oder haben wir weniger Kriege, weniger Hungersnöte, weniger religiösen Fanatismus? Nein, es ist alles schlimmer. Wer glaubt, daß es der Menschheit heute besser gehen würde als vor tausend Jahre gerät in Argumentationsnöte.
Als Rodulf von Gardau führt p.m. das Leben eines kleinen Ritters im Reich der Franken, eingebunden in die Hierarchie der Feudalgesellschaft (die ihre Nischen hatte, wie jede andere Gesellschaftsform auch). Als sein Lehen an ein Kloster verkauft wird, schlägt er sich auf die Seite von aufständischen Bauern, deren "Tannenbaum-Bewegung" das gesamte Reich erfaßt und in einer entscheidenden Schlacht mit dem Heer von Otto III. bei Aachen wird die Geschichte, wie wir sie bisher kennen, über den Haufen geschmissen. "Alles ist möglich außer einer beweist das Gegenteil." (S. 135)
Die Aufständischen siegen vorerst, sie verhindern ein Fortschreiten der monetäre Ausbeuterwirtschaft, sie stoppen die patriarchalen Machtvorstellungen. Sie lassen sich nicht mehr in eine "Geopolitische Falle" führen, indem sie etwa glauben, daß sogenannte Reitervölker sie bedrohen: "Es hat gar nie 'Reitervölker' gegeben, denn vom Reiten kann niemand leben, auf Pferden kann man nicht gebären. Hingegen wollen alle Völker die Welt sehen. Erst wenn man uns an dieser Sightseeing hindert, werden wir 'schrecklich' und zu Reitervölkern." (S. 93) Das Gleiche galt wohl für die Wikinger. Die Furcht vor ihnen lag wohl eher in ihrer demokratischen Stammesorganisation, und daß sie sich mit den Bauern über brachliegendes Land verständigen könnten, um es zu beackern.
So tappen wir von einen Irrtum zum nächsten und schleppen den Ballast des Versagens immer weiter mit uns herum, und schlimmer noch, wir geben ihn weiter an unsere Kinder in den Geschichtsbüchern, die oftmals vor Fälschungen nur so wimmeln, und die eine Geschichte uns vermitteln, die nicht die unsere ist, sondern die weniger Herren, die in ihrem Wahn meinten Geschichte



Foto: Herby Sachs/Version

machen zu müssen. Wenn wir unseren Eltern noch vorgeworfen haben, daß sie während der Nazizeit geschwiegen, oder gar mitgemacht haben, so werden unsere Kinder uns vorwerfen, daß wir nicht genügend getan haben, um den atomaren Wahnsinn zu stoppen. Es gibt keine Entschuldigungen, weder für unsere Vorfahren, noch für uns.

Realistische Phantasie tut not. Das Buch sollte an Stelle der bisherigen Geschichtsbücher an unseren Schulen zur Pflichtlektüre werden.

knobi

Anmerkungen

Zitat von Seite 193 des besprochenen Buches. Bei den weiteren Zitaten stehen die Seitenzahlen dahinter in Klammern.

Neben zahlreichen Pamphleten, Artikeln und Büchern arbeitete p.m. aktiv in der HausbesetzerInnenszene von Zürich mit, bei dem damaligen "Karthago-Projekt". Z.Zt. bemühen sich einige Menschen in Zürich um das Projekt "KraftWerk 1", auch eine Art bolo'bolo-Projekt. Näheres dazu in: KraftWerk 1 - Projekt für das Sulzer-Escher Wyss Areal". Paranoia City Verlag Zürich o.J. / 94 S. / 20,-DM

Wo Leben und Politik zusammenfallen- Über Mythen des Spanischen Bürgerkrieges

Vor 60 Jahren war in Spanien Revolution. "Seit den Tagen der Kommune (1871) gab es kein Ereignis für die europäische Arbeiterbewegung, das so viele, so vielfältige und so umstrittene Mythenbildungen hervorgerufen hat" (S.8) wie der zeitgleich ausgebrochene BürgerInnenkrieg. Ein Buch, das sich mit diesen Mythen, Übertragungsfehlern und -kalkulationen beschäftigt, bliebe einzig von historischem Interesse, wäre das der einzige Bezugspunkt: die europäische ArbeiterInnenbewegung. denn was sich von den Streiks in Frankreich Ende 1995 bis zu den Demos gegen Sozialabbau in Deutschland heute an Abwehrkämpfen formiert, hat mit Spanien 1936 ersteinmal wenig gemeinsam. Zu anders die Verhältnisse, die Ausmaße und zu verschieden auch die Ziele der Bewegung(en), um aus einem Vergleich einfach praktische Nutzanwendungen für heute ziehen zu können. Wie viele SchriftstellerInnen seiner Zeit war George Orwell 1936 als Journalist nach Barcelona gekommen. Dort fand er nach eigenen Schilderungen eine Situation vor, in der die Menschen "endlich aufgehört hatten, sich wie Räderchen in der kapitalistischen Maschinerie" zu verhalten (in "Mein Katalonien", S.164). Er schloß sich der antifaschistischen Miliz an. Die Frage nach den Konsequenzen für das eigene Handeln jenseits kapitalistischer Betriebsordnungen, gerade so allgemein gegen das Räderwerk formuliert, läßt einige Mythen als "Orientierungsversuche in der Orientierungslosigkeit" (S.7) wieder relevant werden und hält die Auseinandersetzung darum lebendig. Selbst wenn es dann tote Jubiläumszahlen (60 Jahre) sind, die zur Neuauflage solcher Bücher *("Mythen des Spanischen Büprgerkriegs")* Anlaß geben, freut's mich.

Die Behandlung der verschiedenen Er-und Verklärungen der damaligen Ereignisse gestaltet sich in dem Aufsatzband ebenso vielfältig, wie die Arten und Ausmaße der Mythen selbst. Walter L. Bernecker und Rudolf de Jong erläutern in ganz unterschiedlicher Form, warum das Scheitern der sozialen Revolution nicht nur auf die äußeren Bedingungen des Krieges und den Vormarsch der Faschisten/Falangisten einerseits und auf die Politik der Volksfront, speziell der Stalin-treuen Kommunistischen Partei andererseits zurückzuführen sei. Auch das "Loch in der anarchistischen Theorie" (Helmut Rüdiger), nämlich das Verhältnis zwischen herrschaftsfreiem Anspruch und konkreter Machtausübung, wird neu ausgeleuchet und bewertet. Während Bernecker den Regierungseintritt der AnarchistInnen klar als Anfang vom Ende der Revolution ausmacht, geht es de Jong mehr um die Beobachtung des gesamten Problems. Auch deshalb, um für andere vernachlässigte, konkrete Aspekte des damaligen Klassenkampfes und der neuentstandenen "Staatsbourgeoisie" überhaupt wahrnehmen zu können. Das Wesentliche aber sei, so de Jong, "daß man sich widersetzt hat" und etwas ganz Neues wollte, "nicht der Ausgang des Kampfes".(S.77)

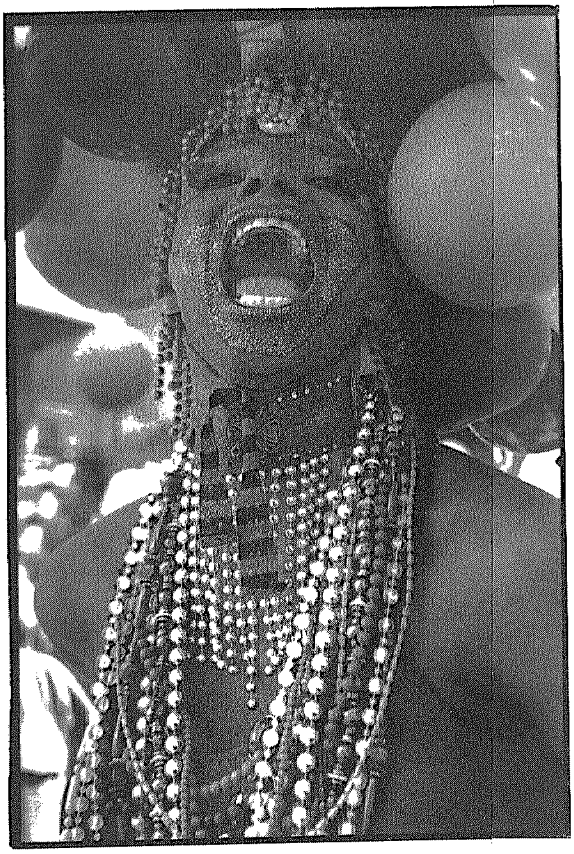


Foto: Herby Sachs /Version

Auch in anderen Zusammenhängen werden die inneren Widersprüche der anarchistischen Bewegung nicht zur Denunziation des einen oder anderen Wegs herausgearbeitet. Denn vielleicht ist ja selbst die beschriebene Alternative "Massenmobilisierung versus Regierungseintritt" ein Mythos und die entscheidende Frage vielmehr: wie kann der immer wiederkehrenden Bestätigung der Analyse, daß Institutionen, gerade staatliche, Selbstorganisation und -verwaltung verhindern, begegnet werden?

Was ich am Anarchismus so liebe, ist seine Grundsätzlchkeit, oder, was natürlich besser klingt, seine Radikalität. Und so radikal die Theorie, so krass und fundamental geben sich dann auch die Widersprüche. Zum Beispiel Feminismus. Beim Mythos der Befreiung der Frauen aus der sozialen Ungleichheit patriarchaler Verhältnisse übernehmen Friederike Kamann und Karin Buselmeier genau die Rolle, die erste noch vehement ablehnt, nämlich als Frauen "den weiblichen Part der Geschichtsbetrachtung zu übernehmen" (S.105). Obwohl das Vorwort noch betont, daß es sich gerade bei den Mythen über Krieg und Revolution immer auch um Männerphantasien handelt, sucht man/



Foto: Herby Sachs/Version

frau in den Männerbeiträgen fast vergeblich nach antisexistischen Aspekten. In dem ansonsten detailreichen Text über Deutsche Emigranten von Patrick von zur Mühlen geht es wirklich nur um Emigranten, und uns bleibt die besondere Situation von emigrierten Frauen leider vorenthalten.

Obwohl es um die Umwälzung des sozialen Lebens, nicht nur ökonomischer sondern aller Herrschaftsverhältnisse ging, hatte die anarchasyndikalistische Frauenorganisation "Mujeres Libres" ein Problem, das sie mit Feministeinnen selbst noch in heutigen Politkreisen verbindet – auf für uns Genossen unrühmliche Weise. Nämlich immer wieder betonen zu müssen, daß sie die Bewegung nicht spalten, sondern stärken und erweitern wollten/wollen. Daß es 1936 keinen antipatriarchalen Umsturz gegeben hat, braucht kaum betont zu werden. Die "30er Jahre" und ein Land voller Machos machen allerdings die Inhalte und Forderungen von damals umso erstaunlicher: eine Kritik der Ehe als "öffentlich sanktionierte Form der Prostitution" hat es gegeben ebenso wie die Kritik an der Abwertung bzw. Nicht-Beachtung der weiblich zugeordneten Hausarbeit als Fundament funktionierender Ökonomie. Und in Wolfgang Haugs Beitrag über die Milizen taucht ein Satz auf, der in diesem Kontext doch wieder zu einer "was wäre, wenn damals..."-Annahme verleitet: "Auch nebensächlich scheinende Momente wie beispielsweise die Tatsache, daß Männer in einer Bauersfamilie kochen, in der trotz anarchistischer Theorie die Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen sehr feststand, verdeutlicht den sozialrevolutionären Charakter des Milizsystems". (S.41) Eherechts- und Hausarbeitsdebatten hätten nicht erst durch die Frauenbewegung der 70er ansatzweise Verbesserungen gebracht und die Idee von Rollentausch und -verwirrung hätte vielleicht nicht erst mit Judith Butler und "queering" in den 90ern aufkommen müssen. Ganz abgesehen davon, daß eventuell die Selbstverständlichkeit kämpfender Frauen in den Milizen die blöde Forderung heutiger Reformfeministinnen nach Frauen im Militärapparat erspart hätte. Wenn ja, wenn Militarisierung und Männerkumpanei sich als vermeintlich notwendige Taktik nicht durchgesetzt hätte.

Alles Spekulation, Mutmaßungen, doch die halten sich in bescheidenen Grenzen, wenn berücksichtigt wird, daß es beim Widerstand gegen männlichen Überlegenheitsdünkel um nicht weniger ging (und geht) als um die Befreiung des Alltags. "Wenn die Revolution die Veränderung der Gewohnheiten ist, dann beginnen wir auch hier (bei Ehe und Beziehungen, Anm. d. Verf.). Aber bald," forderten die Mujeres Libres.

Daß die proletarischen Feministinnen nicht an den Zielen und theoretischen Ansprüchen heutigen Radikalfeminismus zu messen sind, wie Kamann schreibt, kann das Aufflackern des kulturrevolutionären »Fanals«, das von damals ausgeht, nicht wegpusten. Direkte Interessenvertretung ohne Vermittlungsinstanz, das ist so lebensnah und läßt jede Strategie als aufgesetzt und mit stetem Hang zum Totalitären erscheinen. Leben und Politik fallen hier zusammen.

Der Poptheoretiker Greil Marcus hat diese Situationen, in denen Gott und der Staat und ihre Maßstäbe zerbrökelt und untauglich geworden sind – und dazu zählt er auch den Juli 1936 in Barcelona – als diejenigen beschrieben, in denen die Frage nach dem Sinn des Lebens die einzig interessante ist.

Kein Wunder also, daß die Linke den Spanischen BürgerInnenkrieg nicht vergessen kann. Weitere Gründe dafür benennt Reinhold Görling als Obsessionen des BürgerInnenkriegs. Traum und Trauma liegen hier, in Spanien 36-39 so dicht beieinander, so komprimiert treffen Welten und ihre Interpretationen aufeinander, daß es trotz oder bei allem postmodernen Wissen angemessen erscheint, von einem epochalem Einschnitt, von einem exemplarischen Ereignis zu sprechen. In vier Thesen schreibt Görling sehr anschaulich und einfühlsam vom alten revolutionären Traum, der vom Glück für alle handelt und noch einmal alle – Intellektuelle und ArbeiterInnen aus ganz Europa – zum Handeln mobilisieren kann. Und vom Trauma, jenem, die "Rindenschichten des Bewußtseins" (Sigmund Freud) durchbrechenden Schlag, den nicht nur die revolutionäre Linke hat einstecken müssen, sondern der bis in die Literatur Schweigen und Vergessen zur Überlebensstrategie hat werden lassen. In der Gleichzeitigkeit von "Hoffnung und Verzweiflung, Brüderlichkeit und zynisch skrupellosem Machtspiel" (S.166) lägen Mythos und Aktualität von Spanien 1936 zugleich.

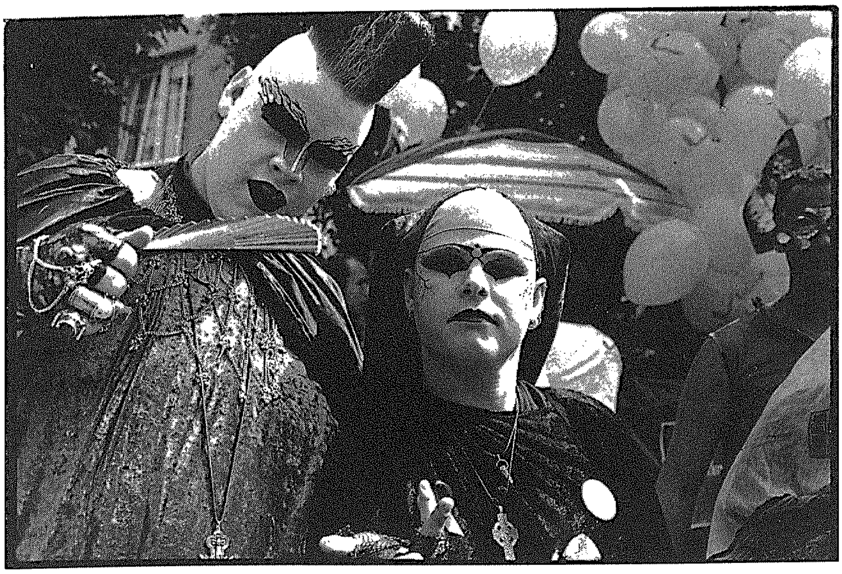


Foto: Herby Sachs/Version

Dieses Buch ist auch zur Einführung geeignet, weil, wie in jedem guten Buch, erklärt ist, worüber geschrieben wird, und weil es wirklich unzählige kleine Anstöße gibt, die zu Parallelen erweiterbar sind. Die Aktualität findet sich, wie gesagt, im Fundamentalen, dem *Nein* zum Beispiel, das R. de Jong betont und in dem sich das *Ya Basta* einer zapatistischen Befreiungsbewegung heute zweifellos spiegelt: das Verbindende und das Besondere, auch das Libertäre daran ist vielleicht, "daß es der sozialen Revolution in Spanien nicht um politische Macht ging, sondern um einen Prozeß, der Bewahrung und Veränderung zugleich ist, um eine Vergesellschaftung der Veränderung" (S.162)

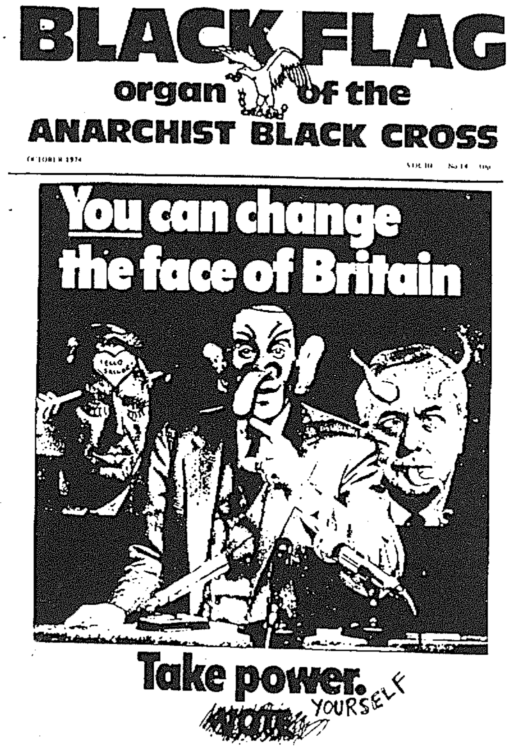
Seitenhieb zum Schluß: daß der anarchistische Trotzdem-Verlag in der zweiten Auflage weder Tippfehler noch Druckbild verbessert hat, ist verzeihlich gerade im Vergleich: ebenfalls zum zweiten Mal, ebenfalls anläßlich 50/60 Jahren Revolution erscheint bei Elefanten Press "Spaniens Himmel" als bestes Beispiel für das, was an Mythenbildung kritikwürdig und selbstkritisch zu reflektieren ist. Hier gibt es nur eine "Wahrheit", und die ist kommunistisch, so daß der Besserwisseroberkommi Hermann L. Gremliza allen Ernstes einleitet mit der Behauptung, daß jeder "sogenannte freiheitliche, demokratische oder libertäre Sozialismus" im Dienste der kapitalistischen Mehrwertegemeinschaft stehe. Aber das Cover ist bunt.



Foto: Herby Sachs/Version

Buenaventura Petz

Thomas Kleinspehn und Gottfried Mergner (Hg.): Mythen des Spanischen Bürgerkriegs; Trotzdem Verlag, Grafenau 1996 (1.Aufl. 1989); 170 S., 26.-DM



Nachruf
Albert Meltzer ist tot

Am 7.Mai 1996 ist in London Albert Meltzer im Alter von 76 Jahren gestorben. Meltzer war eine der herausragenden Figuren der englischen und internationalen anarchistischen Bewegung. Geboren am 7.Januar 1920 in London, gehörte er seit dem 15.Lebensjahr der anarchistischen Bewegung an. Kurz nachdem er sich den Anarchisten anschloß, brachen in Spanien die Revolution und der Bürgerkrieg aus, was ihn dazu bewog, die internationale Unterstützung für die Kämpfer der CNT/FAI zu organisieren. Und auch nach der Niederlage der Spanischen Republik (1939) blieb er den spanischen Libertären eng verbunden und unterstützte sie in ihrem Untergrundkampf gegen das Francoregime.

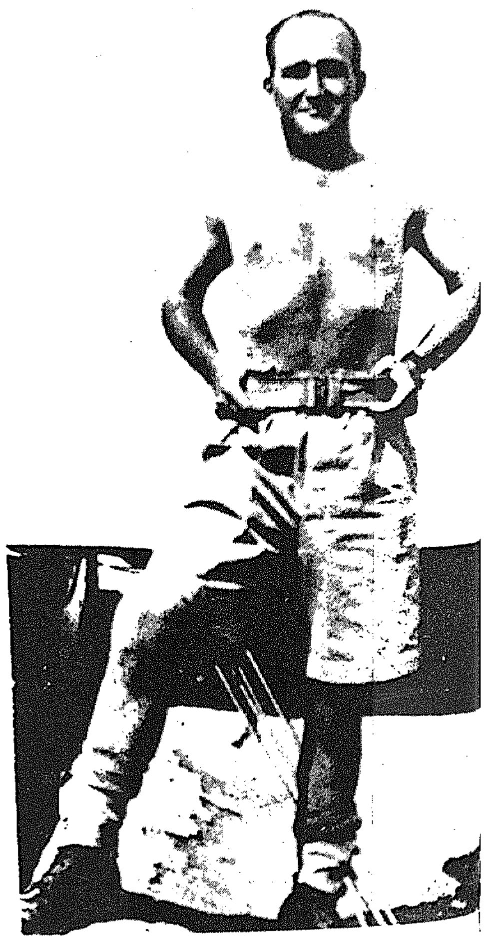
In der Nachkriegszeit half Meltzer in London die anarchistische Bewegung wiederaufzubauen und gründete die Union anarchistischer Gruppen. 1953 wurde er Herausgeber der Zeitschrift *The Syndicalist* und gründete zusammen mit Albert Graee und Philip Sansom das Anarcho-Syndikalistische Komitee. Kurze Zeit später arbeitete er mit der Verlagsgruppe Cuddon's Cosmopolitan Review zusammen, aus der dann später die internationale revolutionär-anarchistische Zeitschrift *Black Flag* hervorging.

1970 rief Meltzer das *Anarchist Black Cross* ins Leben, das sich der Unterstützung libertärer Gefangenen in aller Welt widmete. Zu seinen engen Genossen und Mitarbeitern gehörten hierbei der im Londoner Exil lebende spanische Anarchist Miguel Garcia und der aus Schottland stammende Stuart Christie. Auch an der Gründung der Cate Bush Library war Meltzer beteiligt. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich u.a. als Buchhändler und später als (technischer) Angestellter des Londoner Daily Telegraph. Albert Meltzer war – wie die Gruppe um *Black Flag* insgesamt – in der englischen Bewegung nicht unumstritten. Fast legendär ist der jahrzehntelange (und bisweilen sehr ätzend ausgetragene) Konflikt mit der Gruppe um die Londoner *Freedom Press*. Während letztere einen modernen pragmatischen Anarchismus vertrat, propagierten Meltzer und Genossen eher die traditionellen revolutionären Konzepte. Meltzer stand in weltweitem Kontakt mit zahlreichen anarchistischen und antifaschistischen Militanten. Kurz vor seinem Tod sind seine Memoiren erschienen unter dem Titel "I Couldn't Paint Golden Angels. Sixty Years of Commonplace Life and Anarchist Agitation" (AK Press, San Francisco, USA 1996). Zwanzig Jahre zuvor hatte er bereits unter dem Titel "The Anarchists in London 1935-1955" eine kürzere autobiographische Skizze vorgelegt. Von seinen diversen Veröffentlichungen ist in deutscher Übersetzung 1978 das Buch "Internationale Solidarität" (Verlag Impuls, Bremen; jetzt: bei den Anares-Gruppen beziehbar) erschienen, eine Darstellung der revolutionären anarchistischen Bewegung in Europa von 1945 bis 1973.

Meltzer blieb bis zu seinem Tod ein Aktivist der internationalen anarchistischen Bewegung.

Die Beisetzung von Albert Meltzer erfolgte am Freitag, den 24.Mai um 12 Uhr im Londoner Lewisham-Krematorium. Ein Jahr zuvor hatte Albert für den Fall seines Ablebens verfügt, daß seine Beisetzung "mit Fröhlichkeit zelebriert" werden sollte und entsprechende Mittel dafür bereitgestellt. Seine sterblichen Überreste wurden in einem Leichenwagen, der von zwei schwarzen Pferden gezogen wurde, ins Lewisham Krematorium gebracht. Eine Jazzband führte den Trauerzug an, der ca. 230 Leute zählte. An Stelle eines "Trauerredners" war ein Komiker engagiert worden, der von der Kanzel Witze erzählte. Als der Sarg mit Alberts Leichnam in den Verbrennungsofen gefahren wurde, ertönte der Song von Marlene Dietrich "See what the boys in the backroom will have".

Jochen Schmück



Bibliographie

Stuart Christie & Albert Meltzer: The floodgates of anarchy, 160 S., London 1970

Albert Meltzer (Hg.): The international revolutionary solidarity movement (Europa 1945-1973), 1976

Albert Meltzer: The anarchists in London 1935-1955, 1976

Albert Meltzer (Hg.): A New world in our hearts: the faces of Spanish anarchism, 1978

Die anarchistische Jugend in Wuppertal 1929 - 1945 III. Teil

von Dieter Nelles





Überleben im Krieg 1939 bis 1945

Bis 1933 und mit Einschränkungen bis zu den Verhaftungen im Jahre 1937 kann die Geschichte der SAJD-Mitglieder weitgehend kollektiv geschrieben werden. Ihr starker Gruppenzusammenhalt und ihr politisches Engagement befähigten diese Jugendlichen in der Weltwirtschaftskrise "unter unmenschlichen Bedingungen ein menschliches Leben zu führen".[1]

Während des Nationalsozialismus kam zur ökonomischen Misere die politische Unterdrückung hinzu. Doch konnten sie auch unter diesen erschwerten Bedingungen bis zu ihrer Verhaftung im Jahre 1937 ihren politischen und sozialen Zusammenhang wahren. Mit der Entlassung aus dem Zuchthaus waren sie dem Zugriff der Gestapo und der NS-Behörden weiterhin ausgesetzt. "Wir fühlten uns nicht als Herrenmenschen", schrieb A. Benner, "sondern als arme Heloten, als willenlose und machtlose Werkzeuge von Wahnsinnigen."[2] Welche Konsequenzen 'unvorsichtiges' Verhalten für sie haben konnte, soll an folgenden Beispielen verdeutlicht werden. E. Benner wurde bei einem Arbeitseinsatz bei Krupp mit "erneutem KZ" gedroht, weil er einem russischen Kriegsgefangenen seine Butterbrote gab.[3] H. Sickmann wurde im August 1942 bei der NSDAP-Leitung in Unterbarmen geschlagen, weil er auf seiner Arbeitsstelle auf den Hitler-Gruß geantwortet hatte: "Der wohnt nicht hier."[4] P. Oberhemm und H.Schmitz wurden im Sommer 1940 einige Tage von der Gestapo in Köln festgehalten, weil sie aus Leichtsinn einen abfahrenden Zug fotografiert hatten. Sie wurden mit der Auflage sich bei der SA zu melden entlassen. Oberhemm und Schmitz wurden zwangsweise SA-Mitglieder und bei "Verdunkelungskontrollen" eingesetzt. Diese Gelegenheit nahmen sie wahr, um auf Plakate Parolen gegen den Krieg zu drucken.[5]

Hans Schmitz war im April 1939 als erster aus dem Zuchhaus entlassen worden. Die ersten vier Wochen verbrachte er im "Krankenhaus zur Regenierung". Schmitz bekam ein Arbeitsverbot für Industrie- und Rüstungsbetriebe und wurde "unter Tariflohn" in der "Lohndreherei" eines Parteimitglieds angestellt. Der Zufall wollte es, daß er dort einen Leidens- und Gesinnungsgenossen fand.: "Karl Rath war auch erst 3 Monate auf freiem Fuß, war 1 Jahr und 6 Monate aus dem Verkehr gezogen worden wegen Körperverletzung. Er sagte mir: 'Angeblich habe ich im Dellbachtal einen Hitlerjungen verprügelt und die Gitarre über den Kopf gezogen.' (...) Wir mußten uns beide täglich außer sonntags bei der Gestapo melden. Nach Feierabend achteten wir beide darauf, daß wir nicht gleichzeitig zum Rapport erschienen. Wir mußten sie ja nicht mit der Nase darauf stoßen, daß wir uns kannten. 'Nur Körperverletzung und Gestapo, das geht doch nicht zusammen, fragte ich'. Karl grinste: 'Die löchern mich, wollen unbedingt wissen, wer Geier ist. Ich bin sonntags Wanderspitzel'. Erst nach circa vier Wochen, vor der Himmelfahrtswanderung nach Beyenburg sagte mir Karl, daß er selbst der von der Gestapo gesuchte legendäre Geier ist." So bekam Hans Schmitz Kontakte zur

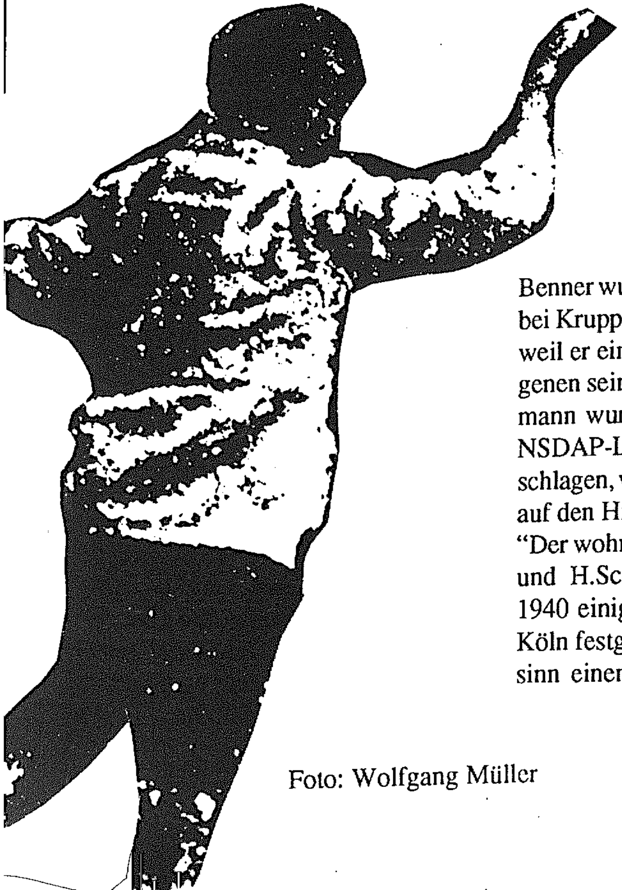


Foto: Wolfgang Müller

Elberfelder "Piraten-Jugend", der er sich anschloß. Nach seiner Haftentlassung kam auch noch Oberhemm (Möd) hinzu und Hans Kirschey (Knabe)schloß sich ebenfalls der Gruppe an. "Im Sommer 39 waren wir fast jedes Wochenende ab Samstagnachmittag mit Geier unterwegs. Ich stieg zur abgemachten Zeit mit Knabe in die Schwebebahn, unterwegs nach Vohwinkel stiegen immer wieder Jungen und Mädel in karierten Hemden zu. In der Straßenbahn nach Benrath war auch plötzlich Geier mit seiner Gitarre da und stimmte Wanderlieder an. Auch die Fuhrmannstücher wurden aus der Tasche gezogen und als Halstücher umgebunden. Von Benrath zogen wir in kleinen Gruppen von 3 - 6 Jugendlichen nach Urdenbach Ausleger (Fährstelle nach Zons). Wir lagerten auf den umliegenden Rheinwiesen, trafen hier auch öfter mit den Kittelbachpiraten zusammen. Unsere Lieder waren vom Originaltest leicht verändert. Das Riesengebirgslied zum Beispiel endete mit: 'Höre Rübezahl, was wir Dir klagen, Volk und Heimat sind nicht mehr frei, schwing die Keule wie in alten Tagen, schlag der HJ die Knochen entzwei. Ein Lied vom Bauernaufstand des Mittelalters wurde gern gesungen und da waren noch Jonys Kneipe, die Bergvagabunden, Schwarze Barbara. (...) Es war viel Wandervogel - Bergsteiger und Seefahrer-Romantik, die wir mit Absicht verbreiteten, um Jugendliche von der HJ wegzulocken. Außerdem lockten die Mädels die HJ Jungen mit kleinen Flirts. Viele HJ-ler waren das ständige kommandiert werden satt, so blieb es nicht aus, daß sie das Braunhemd auszogen und ein kariertes an. Wir duldeten sie in Uniform unter uns, nur wenn sie kommandieren oder kontrollieren wollten, gab es Prügel." Die Jugendlichen trafen sich an verschiedenen Orten des Bergischen Landes (meist an Talsperren) oder auf den Rheinwiesen bei Zons. Die meisten kannten sich nur mit Spitznamen und auch für die Treffpunkte gab es einen internen Code. Die Teilnahme an diesen Fahrten war für die ehemaligen SAJD-Mitglieder nicht ohne Gefahr. Weil sie über keine Papiere verfügten, war jede Kontrolle durch den HJ-Streifendienst mit einer handfesten Prügelei verbunden.

Für Hans Krischey endeten diese Fahrten mit seiner Einberufung zur Reichswehr zu Beginn des Krieges, für Oberhemm und Schmitz durch ihre kurzfristige Verhaftung im Sommer 1940. August Benner wurde im Jahre 1941 aus dem Zuchthaus entlassen. Daß er nicht ins KZ überwiesen wurde, verdankte er den Bemühungen des Zuchthausdirektors in Münster. Ein vom Zuchthausdirektor unterstützes Gnadengesuch wurde von der Gestapo Wuppertal abgelehnt, weil er sich bis zu seiner Verhaftung als "gefährlicher, unverbesserlicher, politischer Verbrecher" gezeigt habe.[6] Hermann Sickmann und Gustav Krüschedt wurden Ende 1942 in das Strafbataillon 999 eingezogen. Sickmann kam schon Anfang Mai 1943 in amerikanische Gefangenschaft. Gustav Krüschedt war zunächst in Südfrankreich stationiert und kam von dort aus nach Albanien. Dort kam er 1944 in Gefangenschaft.

Fritz Krüschedt wurde nach Beendigung seine Zuchhausstrafe in das KZ-Sachsenhausen eingeliefert. Im Herbst 1944 gehörte er zu den rund 770 KZ-Häftlingen, die in die berüchtigte SS-Sonderformation Dirlewanger gepreßt wurden. Schon bei ihrem ersten Fronteinsatz konnten schätzungsweise 500 Mann, unter ihnen F. Krüschedt, zu den sowjetischen Truppen überlaufen. Von den sowjetischen Stellen wurden sie aber nicht als Widerstandskämpfer, wie sie sich selbst verstanden, sondern als Kriegsgefangene behandelt. Bis Mitte 1947 wurden nur die ehemaligen KZ-Häftlinge entlassen, die wegen Krankheit oder Invalidität arbeitsunfähig waren. Zu letzteren gehörte F. Krüschedt, der im September 1945 nach Deutschland zurückkehrte. [7]

Hermann Hahn sollte die Freiheit nicht mehr erleben. Er wurde 1940 in der Provinzial-Heil und Pflegeanstalt Galkhausen ermordet. Über dessen Schicksal schrieb A. Benner."Haba wurde in der Irrenanstalt Galkhausen durch Spritzen umgebracht. Ob Haba wirklich nicht mehr ganz richtig war oder nicht, ist bis heute zweifelhaft. Beim Prozess war er noch ganz frech. Er wurde gefragt, ob er noch etwas zu sagen hätte. Haba sprach 'Quark' und setzte sich! Der Senats-Präsident Massenez lief blau an vor Wut und Haba wurde böse geschlagen im Gerichtsgefängnis Duisburg."[8] Danach sprach Hahn kaum noch ein Wort, auch nicht mit seinen Genossen. Laut H. Schmitz, wurde Hahn im Zuchthaus Herford noch einmal von Justizbeamten mißhandelt, weil er sich weigerte Zuchthauskleidung anzuziehen und kam danach in die Dunkelzelle. Nach Meinung von Schmitz hatte Hahn bewußt "verrückt" gespielt. Hahn wurde nach Beendigung seiner Zuchthausstrafe nach Galkhausen verlegt.

H. S. floh im November 1944 aus dem Zuchthaus in Remscheid-Lüttringhausen, weil er auf ein Minensuchboot verfrachtet werden sollte. Er lebte kurze Zeit illegal in Duisburg und kehrte dann wieder nach Wuppertal zurück. Über sein Überleben bis zur Befreiung schrieb er: "Wie das Wild im Wald habe ich bis zum Einmarsch der Alliierten im Walde kampiert. Mit einer schweren Nierenentzündung und Wasser im ganzen Körper erholte ich mich dann in einem Krankenhaus."[9]

Fritz Benner und Helmut Kirschey erhielten als Flüchtlinge in Schweden keine Aufenthaltsgenehmigung und in den ersten Jahren auch keine Arbeitserlaubnis. Sie lebten von der Unterstützung ihrer schwedischen Genossen und von gelegentlichen illegalen Beschäftigungen.[10] Im Februar 1940 wurde Benner als feindlicher Ausländer in dem ehemaligen Arbeitserziehungslager Langmora interniert.[11] Dort trat er in einen 15-tägigen Hungerstreik, der Aufsehen in der schwedischen Presse erregte. Nach einer kurzen Inhaftierung wurde er entlassen.[12] Unter illegalen Bedingungen setzten Benner und Kirschey den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Schweden fort. Seit dem Spanischen Bürgerkrieg hatten die deutschen Anarchosyndikalisten Kontakte zur Internationalen Transportarbeiter Föderation (ITF), die während des Krieges intensiviert wurden. Die ITF unter Führung des Holländers Edo Fimmen war die aktivste gewerkschaftliche Berufsinternationale im antifaschistischen Widerstand.[13] Über ihre Aktivitäten schrieb Kirschey: "Im Frühjahr 1941 kam Fritz Benner von Stockholm auf Besuch und erzählte, daß er und Rüdiger mit der norwegischen Widerstandsbewegung zusammenarbeiten via der britischen Botschaft und dem Presseattaché. (...) Man beabsichtige Propagandamaterial an deutsche Seeleute zu bringen, die zahlreich nach Göteborg kamen, und weiter wollte man versuchen, dieses Material auf die deutschen Eisenbahnzüge mit

deutschen Soldaten zu bringen, die über Göteborg nach und von Norwegen gingen. Er erzählte mir, daß die ITF miteinbezogen wäre, u.a. Edo Fimmen, dessen Rolle mir bekannt war. Ich habe dann angefangen, deutsche Seeleute hier anzusprechen und auszuhorchen, ob es Antifaschisten unter ihnen gab, aber auch mündliche Propaganda fand man wichtig. (...) 1942 kam ein Kurier, ein schwedischer Redakteur der syndikalistischen Zeitung 'Arbetaren' zu mir. Er war mehrere Male vorher bei mir zu Hause gewesen, aber dieses mal war er in Panik und erzählte, daß die schwedische politische Polizei ihn beschattete und er bat um Hilfe seinen Koffer voll mit Material los zu werden. Wenige Tage danach wurde ich ich aber morgens um 7 Uhr nach einer gründlichen Hausuntersuchung verhaftet unter dem Verdacht: unerlaubter Nachrichtendienst, eine Verschwörung des Wortes Spionage. Man beschuldigte mich, an unerlaubter Tätigkeit gegen Deutschland und Norwegen beteiligt zu sein. (...) Sie fanden natürlich nichts für sie anwendbares, ich wurde aber 2 Wochen lang intensiven Kreuzverhören ausgesetzt und es zeigte sich, daß der Stockholmer Redakteur, Einar Strahle auch verhaftet worden war. Nach einem Hungerstreik, der der Presse bekannt wurde, wurde ich nach 2 Wochen Haft entlassen. Man sagte mir bei einem Verhör, daß das Telefon der Polizei warm liefe von Anrufen des deutschen Generalkonsulats wegen meiner Aktivitäten.(...) Ich konnte Fritz übrigens für seine Arbeit gute Kontakte mit Eisenbahnern verschaffen, diese versteckten Flugblätter u.a. in Toilettenpapier. Wenn die Soldaten sich den Hintern abputzten, bekamen sie ein Flugblatt mit Anweisungen, wie die Hitlerwehrmacht geschädigt und damit dem Krieg ein Ende gemacht werden könne.[14]

Die Gestapo war über diese Aktivitäten durch einen V-Mann informiert.[15] Bei dem von Kirschey erwähnten Presseattaché der britischen Botschaft handelt es sich um Peter Tennant, der neben dieser offiziellen Funktion, der Leiter des britischen Geheimdienstes in Schweden war.[16] Die Zusammenarbeit mit dem britischen Geheimdienst war für die Emigranten mit keinerlei politischen Konzessionen verbunden. So konnte Benner erst 1949 nach Deutschland zurückkehren und Kirschey erhielt erst 1950 eine Einreisegenehmigung. Kirschey begründete gegenüber dem Verfasser die Zusammenarbeit mit den Engländern folgendermaßen: "Als Hitler auf der Höhe seiner Macht war, hätte ich auch mit dem Teufel zusammengearbeitet gegen den Faschismus."[17]

Nachkriegszeit

Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß die militärische Niederlage NS-Deutschlands für die noch lebenden Mitglieder der SAJD als Befreiung gesehen und empfunden wurde, unabhängig davon, wo und unter welchen Bedingungen sie die Befreiung erlebten: in alliierter Kriegsgefangenschaft, in der schwedischen Emigration oder in Wuppertal.

A. Benner und H. S. waren in den antifaschistischen Ausschüssen aktiv. Sie waren als 'Polizisten' bei den Besatzungsbehörden angestellt und suchten in dieser Funktion ehemalige Angehörige der Gestapo und hohe Würdenträger der NSDAP.[18] In den antifaschistischen Ausschüssen schien für kurze Zeit die Einheit der Arbeiterbewegung verwirklicht. "Im Zuchthaus träumten wir von der Einheit. (...) Neues wollten wir schaffen, aber dieser Traum, vor allem aller jungen Antifaschisten, ist nicht in Erfüllung gegangen."[19] A. Benner, W. Tacken und trotz seiner Erfahrungen in der sowjetischen Kriegsgefangenschaft auch F. Krüschedt wurden Mitglieder der KPD. "Die besten gingen zur KPD. (...) Richtig warm werde ich nicht. Wenn ich wollte, könnte ich Funktionen bekleiden. Können wir nicht viel tun, daß wir sorgen, daß ein freiheitlicher Geist bleibt? Ihre Fehler geben sie zu! Mehr wie die SPD."[20]

Unter dem Eindruck des Spanischen Bürgerkriegs hatte sich F. Benner zu einem entschiedenen 'Anti-Kommunisten' entwickelt, trotz der Tatsache, daß er sich mit vielen deutschen Kommunisten "immer noch durch gemeinsame Erlebnisse in der Illegalität und in den Konzentrationslagern verbunden fühlte."[21] Nicht zuletzt unter dem Einfluß der anarchosyndikalistischen Emigranten in Schweden trennten sich die drei Wuppertaler Anarchosyndikalisten von der KPD. Bis Anfang der 50er Jahre waren sie in der 'Föderation Freiheitlicher Sozialisten' oganisiert. Die Aktivitäten dieser Gruppe, in der ehemalige FAUD-Mitglieder sich zusammen gefunden hatten, waren fast ausschließlich auf die Herausgabe einer Zeitung konzentriert.[22] Auf die politische Entwicklung Nachkriegsdeutschlands konnte diese kleine Gruppe keinen Einfluß nehmen. Für die sozialrevolutionäre Strömung der Arbeiterbewegung, jenseits von sozialdemokratischem Reformismus und stalinistischem Kommunismus, die sie repräsentierten, fand sich nicht nur in Deutschland keine Basis mehr in der Arbeiterbewegung.

Aber entscheidend kam hinzu, daß Folter, Haft und die materiellen Entbehrungen der Nachkriegszeit Spuren hinterlassen hatten. Aber nicht nur "die faschistischen Banden" und "Hunger und Kälte" hatten ihnen einen Teil "jener Energie" geraubt, "die die Quelle des Lebens ist",[23] sondern auch die Haltung der deutschen Bevölkerung, über die A. Benner schon 1946 verbittert schrieb: "Millionen erklärten uns für Idioten, weil es keinen 'Zweck' mehr hätte. Weil man sich 'fügen' müsse! (...) Und dieselben Millionen, die uns damals als verrückt erklärten, mißgönnen uns heute die kleinen Vorteile und schimpfen über die KZler. Traurig aber wahr![24]

Anmerkungen

1 Weil, Simone: Unterdrückung und Freiheit (1987), S. 59.
2 A. Benner an F. Benner, 21. 7. 1946, in: IISG, Archiv Rocker, Nr. 234.
3 Ebenda.
4 Stadtarchiv Wuppertal, Wiedergutmachungsakten, Nr. 12059.
5 Schmitz: Widerstand.
6 HSTAD, RW 58, Nr. 31198.
7 Vgl. Stadtarchiv Wuppertal, Wiedergutmachungsakte, Nr. 11648; Klausch, Hans-Peter: Antifaschisten in SS-Uniform. Schicksal und Widerstand der deutschen politischen Häftlinge, Zuchthaus und Wehrmachtgefangenen in der SS-Division Dirlewanger, Bremen 1993.
8 A. Benner an F. Benner, 17. 7. 1946, in: IISG, Nachlaß Rocker, Nr. 234.
9 Brief von H. S. an Fritz Benner (o. D.), ebenda.
10 Über deren Lebensbedingungen im schwedischen Exil existiert noch ein umfangreicher Briefwechsel im AAS: Nachlaß Rüdiger und SAC und im IISG: Nachlaß Rüdiger.
11 Zu den Internierungen vgl Peters, Jan: Exilland Schweden. Deutsche und schwedische Antifaschisten 1933 - 1945, Berlin-Ost 1984, S. 137 - 150.
12 Vgl. F. Benner an SAC, 28. 3. 1940, in: AAS, Bestand SAC, F I, Vol. 2.

Foto: Wolfgang Müller



[13] Vgl. dazu Willy Buschak, Arbeit im kleinsten Zirkel. Gewerkschaften im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Hamburg 1993, Hermann Knüfken: Über den Widerstand der Internationalen Transportarbeiter Föderation gegen den Nationalsozialismus und Vorschläge zum Wiederaufbau der Gewerkschaften in Deutschland - zwei Dokumente 1944/45, eingeleitet von Dieter Nelles, in: *1999*, Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, 7. Jg., H. 3, S. 64 - 87.

[14] Helmut Kirschey an Dieter Nelles, 22.10. 1990.

[15] Vgl. V-Mann Berichte in: Bundesarchiv Koblenz, R 58, Nr. 337.

[16] Vgl. die Erinnerungen von Tennant, in denen er auch auf seine Kontakte zu deutschen Emigranten eingeht. Tennant, Peter: Touchlines of War, University of Hull Press 1992.

[17] Kirschey an Nelles, 22. 10. 1990.

[18] A. Benner an F. Benner, 17. 7. 1946; H. S. an . Benner (o.D.), in: IISG, Archiv Rocker, Nr. 234.

[19] A. Benner an F. Benner, 26. 7. 1946, ebenda.

[20] A. Benner an F. Benner, 21. 7. 1946.

[21] F. Benner an Rudolf Rocker, 11. 11. 1945, ebenda.

[22] Vgl. Bartsch, Günther: Anarchismus in Deutschland, 1945-1965, Bd. 1, Hannover 1972.

[23] Weil: Unterdrückung und Freiheit (1987), S. 60.

[24] A. Benner an F. Benner, 22. 8. 1946, in: IISG, Archiv Rocker, Nr. 234.

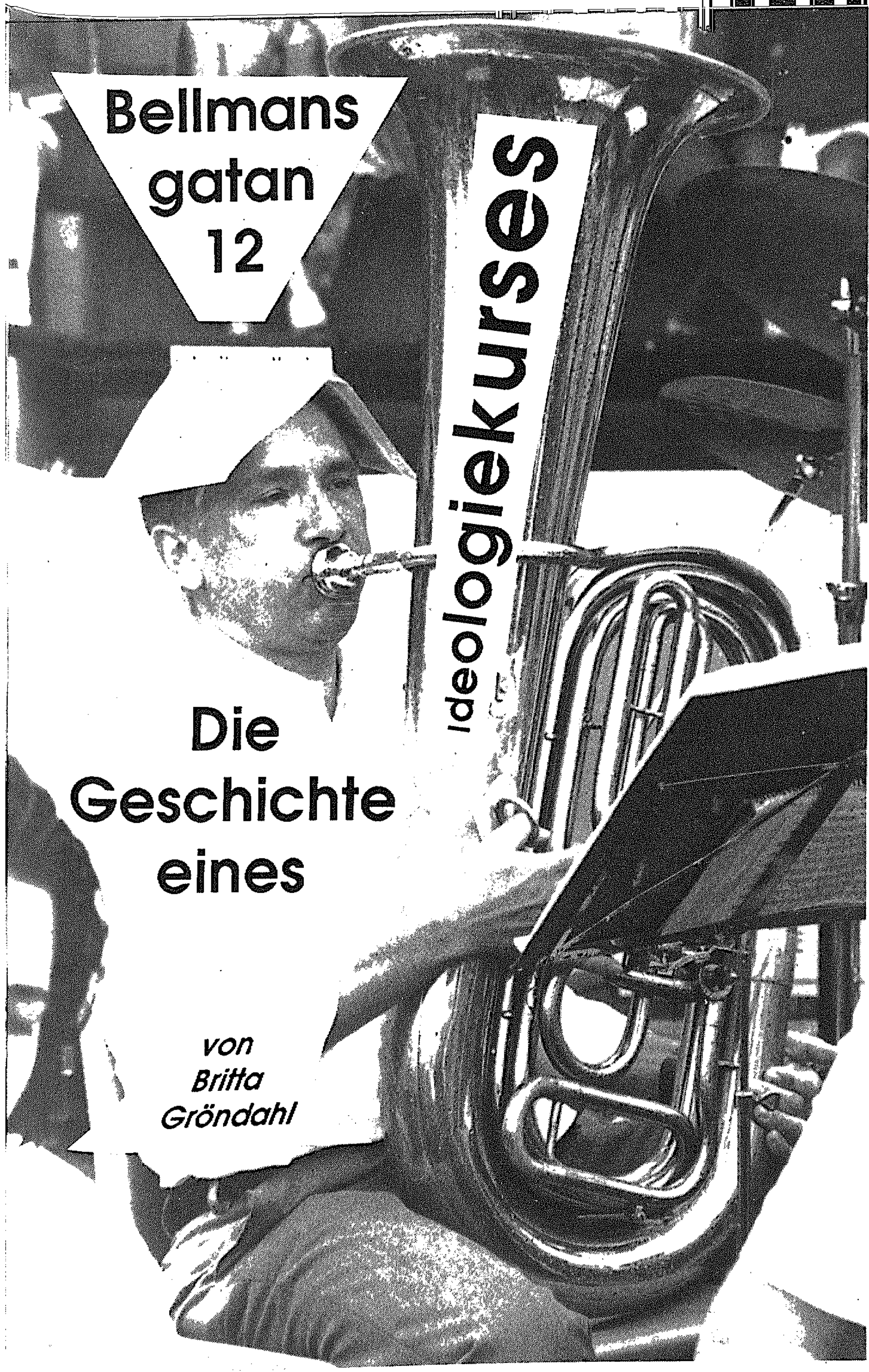


Foto: Sabine Streich

Bellmansgatan 12

Die Geschichte eines Ideologiekurses

von Britta Gröndahl

Vorgeschichte

Eine Sache, die mich während der Jugendrevolte und Maiereignisse 1968 erfreut und verwundert hatte, war das, was ich die Wiederkehr des Anarchismus nenne. Die anarchistischen Ideen, die in das Bewußtsein der syndikalistischen Bewegung einflossen und die ich selber mehr als ein Jahrzehnt lang am Leben zu halten mitgeholfen hatte, erreichten nun immer mehr Menschen. Die Vorstellung von einer Gesellschaft in freier Zusammenarbeit ohne Hierarchien und Obrigkeit wurden nicht länger als Kindereien abgetan. Andere Zeitungen als "Arbetaren" sprachen vom Anarchismus. Andere Verlage als "Federativs" gaben Bücher anarchistischer Denker heraus. Norstedts Verlag machte den Anfang und gab sowohl Daniel Cohn- Bendits "Linksradikalismus" als auch Daniel Guerins "Der Anarchismus" heraus. Bonniers Verlag folgte dem Trend mit "Die Anarchisten im Klassenkampf", einer Anthologie, die von Bengt Ericsson und Ingemar Johansson redigiert wurde. Andere kommerzielle Verlage hängten sich an, denn nun konnte man offensichtlich mit dem verketzerten Anarchismus Geld verdienen. Ein ganzer Teil der klassischen anarchistischen Literatur wurde neu herausgegeben.

Als spezifische Bewegung ist der Anarchismus in Schweden seit einigen Jahrzehnten beinahe verschwunden gewesen. Historisch gesehen entstand er aus dem Jungsozialismus der Jahrhundertwende, aber als die jungsozialistische Bewegung 1910 praktisch in der SAC aufging, sammelten sich diejenigen, die dennoch eine spezifische Organisation haben wollten, im Anarchistischen Propagandaverband. Als ich 1953 in die syndikalistische Bewegung kam, gab es ihn immer noch. Manchmal hörte ich Leute bei "Arbetaren" herablassend über diese Altanarchisten sprechen. Wenn ich mich recht erinnere, zog der Verband bald nach Göteborg um. Die allgemeine Auffassung war, daß eine spezifische Organisation nicht nötig war, weil es doch die SAC gab. Aber jetzt waren andere Zeiten. Beinahe überall tauchten anarchistische Gruppen auf und eine anarchistische Förderation wurde gebildet. Nicht alle gehörten ihr an, es gab viele Varianten des Anarchismus, alte und neue. Einige huldigten den alten Lehrmeistern (Proudhon, Bakunin, Kropotkin), andere hatten Ravachol -einen franuzösichen Arbeiter, der in den 1890er Jahren wegen eines Attentates hingerichtet wurde- zum Idol. Wieder andere verwarfen sowohl Traditionen, Lehrmeister als auch Hausgötter. Zu den letzteren gehörten Hippies und Situationisten, zwei sehr unterschiedliche Bewegungen. Einige huldigten Drogen.

Anfangs stand ich außerhalb dieser verzweigten Bewegung, in Anspruch genommen von Schreibarbeiten: In erster Linie dem Redigieren des Materials aus Paris, aber ich hatte ebenso einen Übersetzungsauftrag für Daniel Guerins "Anarchismus" vom Norstedts Verlag übernommen.

Der Kurs

Plötzlich griff ein Kamerad namens Willy in mein Leben ein, auf eine Weise, die große Folgen haben sollte. Willy war Taxifahrer und deutscher Herkunft, er war aktives SAC-Mitglied und gehörte zum Studienkomitee des Stockholmer Ortsvereins. Zu der Zeit besuchte er Vertrauensleuteschulungen, deswegen trafen wir uns manchmal in der SAC- Zentrale. Willy hatte sich vor-

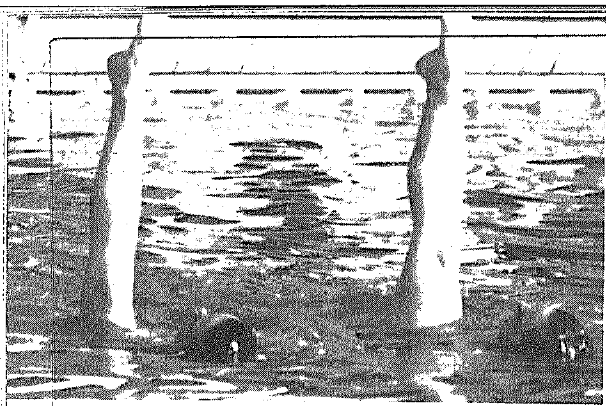


Foto: Sabine Streich

genommen, daß der Ortsverein einen Studienzirkel über Anarchismus machen mußte und daß ich ihn leiten sollte. Ich war nicht sehr begeistert, teils weil ich mehrere Eisen im Feuer hatte, teils weil ich an meiner Eignung als Kursleiterin zweifelte. Aber nach einiger Zeit wurde der Zirkel für Anfang 1970 angekündigt. Es gab viele Anmeldungen und der Zirkel war bald angefangen. Ich habe keine pädagogische Phantasie und begann ganz herkömmlich im ideenhistorischen Stil. Jedesmal eine Einleitung durch mich und anschließend Diskussion. Es kamen weit mehr Teilnehmer, als ich erwartet hatte. Vielleicht gehörte ein Drittel meinem gewöhnlichen Kameradenkreis, ein weiteres Drittel neue Ortsvereinsmitglieder, die sich während der Linkswelle der späten 60er anschlossen und der Rest waren außenstehende Anarchisten. Wir tagten nicht in einem unserer eigenen Lokale, sondern in einem alten, schönen Haus in Götgatan (Götstraße). Das war bedeutungsvoll. Das face-artige Drama, das ich nun beschreiben versuche, spielte sich in Stockholm-Söder ab. Das war auch geografisch ein neues Gebiet für mich.

Ich glaube mein konventionell geplanter Zirkel kam auf drei Zusammenkünfte. Beim vierten fand ich die Mitgliederzahl etwas vermindert. Insbesondere fehlten drei der interessiertesten Teilnehmer: Der Künstler Olle Bonnier, der junge Student Bosse Talerud und unser jüngstes Mitglied Ted Bergström. Ich hatte kaum mit der Einleitung begonnen, als diese drei als gesammelter Trupp in den Raum stürzten und die Sitzung abbrachen. Sie erklärten, daß sie den Studienzirkel nicht in der hergebrachten Weise fortführen wollten und legten einen ehrgeizig ausgearbeiteten alternativen Plan für die Studienarbeit vor. Der ging davon aus, daß man das Ganze in verschiedene Themen aufteilen sollte, so daß jeder sich mit dem beschäftigen konnte, das ihn oder sie am meisten interessiert. Dann konnte man sich versammeln und einander berichten, was man gelernt hat. Etwa in diesem Stil war das. Welche Themen der Plan umfaßte habe ich vergessen, aber unausweichlich in aller Interesse war dann die Konzentration auf eine einzige Sache: Der Vorschlag, ein Buchcafé zu starten.

Das Buchcafé

Ich war also Opfer eines Putsches geworden. Aber statt "abzutreten" fügte ich mich den Putschisten. Ich wurde von der allgemeinen Begeisterung über das ersehnte Buchcafé angesteckt. In meinem Inneren läutete keine Alarmglocke, nicht einmal als Gunnar Svensson, ein älterer Teilnehmer, der in der Geschichte des Anarchismus bewandert und Sammler anarchistischer Literatur war, Danke und Adieu sagte. Das Buchcafé faßte ich als langfristiges Projekt auf, aber unglücklicherweise -muß ich doch sagen- offenbarte sich sehr bald eine Gelegenheit. Das hing damit zusammen, daß einige alte Häuser auf dem Hornsgats-Buckel abgerissen werden sollten. Als die Abrißarbeiten begannen, entdeckte man, daß die Häuser aus dem 17. Jhdt. zu schön waren, um abgerissen zu werden und lieber erhalten werden sollten. Die Arbeiten wurden gestoppt. Weil man aber schon mit der Räumung begonnen hatte, standen viele Wohnungen leer. So auch ein Café in einem neueren Haus, Bellmansgatan 12. Die ehemalige Inhaberin, eine ältere Frau, war verstorben nachdem sie viele Jahre einen einfachen Imbiß dort betrieben hatte.

Es war Olle Bonnier, der die Entdeckung gemacht hatte. Er wohnte selbst in Stockholm-Söder und war als Künstler an der Geschichte der schönen Häuser, die nicht abgerissen werden sollten, interessiert. Wortreich beschrieb er uns, wie wunderbar es dort oben auf dem Mariaberg werden sollte, wenn die geplante Sanierung durchgeführt war. Die Übernahme des Lokals sollte mit Inventar und allem drum und dran zwanzigtausend Kronen kosten. Die Cafégruppe mit dem SAC-Kassierer an der Spitze bewegte den SAC-Arbeitsausschuß dazu, diese Summe als Darlehen zu bewilligen. Der Stockholmer Ortsverein lieh uns zehntausend Kronen als Betriebskapital. Sobald der Vertrag geschrieben war, begann die Cafégruppe, das Lokal zu renovieren. Zusammen mit einem Kameraden, der Buchhandelsgehilfe war, beschaffte ich ein passendes Buchsortiment von Federativs und anderen Verlagen, auch ausländischen. Ich war voller Begeisterung, aber als wir die Bücher in die Regale stellten, sah das Ganze erbärmlich aus. Ein mehr kommerziell veranlagter Kamerad kam schließlich darauf, daß man die Bücher mit der Vorderseite statt mit dem Rücken präsentieren könnte. Einige Gestelle wurden angeschafft, und das Ganze sah schließlich richtig professionell aus.

Am 1. Mai 1970 wurde das anarchistische Buchcafé in Bellmansgatan 12 eröffnet. Leute, die direkt vom Demonstrationszug kamen, füllten schnell das Lokal und die Straße davor. Jemand schätzte die Zahl von fünfhundert Personen. Wir von der Cafégruppe servierten Kaffee und andere Getränke mit feurigem Eifer. Ein Bombenerfolg!? Es schien so. Aber trotz dieser festlichen Eröffnung wurde das ganze Unternehmen ein völliger Mißerfolg. Im November 1970, nur einige Monate später, schrieb ich an Carl Heinrich Petersen, einen dänischen Kameraden, der einen anarchistischen Buchhandel in Viborg betrieb:

"Die bittere Wahrheit ist, daß das Café von sogenannten Anarchisten ausgeplündert wurde, die es ganz natürlich fanden, die Bücher zu stehlen, die sie lesen wollten. Sie äußerten sich so, daß die Bücher für diejenigen seien, die sie lesen wollten und daß es «kapitalistisch» sei, sie zu verkaufen. An dieser Äußerung ist ja etwas dran, aber man kann nicht einfach ein Buchcafé zugrunde richten. Der gleiche Typ Anarchisten war gegen alle Regeln, solch einfache Sachen, wie zu bestimmten Zeiten geöffnet oder geschlossen zu haben. Sie beschafften sich eigene Schlüssel und man wußte niemals, was in Bellmansgatan geschah. Es war ein Zirkus. Die ursprüngliche Gruppe, die am Studienzirkel teilnahm und das Café aufgebaut hatte, fühlte sich in diesem Milieu nicht mehr wohl, und die Mitglieder zogen sich, einer nach dem anderen zurück. Von den ursprünglichen Mitgliedern blieben nur einige übrig, die weiterkämpften. Als wir schließlich die Stilllegung beschlossen, wurden wir von

den Anarchisten «besetzt» und hatten unsere Mühe sie loszuwerden. Das Ganze endete also als vollständiger Mißerfolg. Der Fehler war, daß wir keine feste und verantwortliche Gruppe hatten, bevor wir mit dem Café begannen. Wir waren optimistisch und gutgläubig, wir waren gewohnt, daß Anarchisten idealistische und generöse Menschen sind, die gerne etwas für «die Sache» opfern, sowohl Arbeit als auch Geld. So kam es, wie es kam."

Reprise contra Kapital

Zur Erklärung will ich noch hinzufügen, daß mit der Wiederauferstehung des Anarchismus 1967/68 auch gewisse Haltungen aus den vorherigen Jahrhundert und der Jahrhundertwende wiederauferstanden, so auch reine Fehldeutungen der Äußerungen anarchistischer Theoretiker. Ein Beispiel ist Pierre-Joseph Proudhons berümter Ausspruch, daß Eigentum Diebstahl ist. Der Ausspruch war in einer akademischen Schrift enthalten und wurde von Proudhon niemals in demagogischer Absicht benutzt. Aber gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab es eine anarchistische Richtung in Frankreich, die Proudhons Ausspruch in der Weise auslegten, daß wenn Eigentum Diebstahl wäre, man auch das Recht habe es zurückzuholen. Sie stahlen also, nannten es aber nicht stehlen, sondern "Reprise", was wiederholen bedeutet. Diese Reprise-Anarchisten wurden von den anderen französischen Anarchisten hart bekämpft und das Thema bis ins Unendliche diskutiert. Ich hatte bereits 1968 in Paris bemerkt, daß das Wort Reprise aufs Neue in einem Teil anarchistischer Propaganda figurierte. Aber ich ahnte nicht, daß diese Erscheinung sich bis zu uns nach Schweden ausbreiten sollte.

In der ersten Zeit nach Eröffnung des Cafés bekamen wir oft Besuch von einer jungen Frau, die mit ihrem Mann in einer der geräumten Wohnungen lebte. Beide waren Anarchisten. Karin, wie ich sie nenne, hatte zwei kleine Kinder und kam gewöhnlich mit ihnen ins Café. Sie suchte meist Gesellschaft, glaube ich, kaufte niemals etwas, weder Bücher, noch was das Buffet zu bieten hatte. Offenbar lebte diese Familie, die keinen proletarischen Hintergrund hatte, auf einem sehr niedrigen wirtschaftlichen Niveau. Karin äußerte eines Tages ziemlich geradeheraus, daß "Anarchisten keine Bücher kaufen, sie stehlen sie". Ich war baff. Nicht über die eigentliche Äußerung, sondern darüber, daß sie in unserem neueröffneten Buchcafé fiel, dessen Bestand darauf beruhte, daß wir durch den Buchverkauf die Miete zusammenbekommen und um unsere Schulden abbezahlen zu können. "In dem Fall wäre es wohl ganz gut, den Buchverkauf einzustellen", sagte ich sauer. Wir diskutierten die Sache nicht mehr weiter, aber es taucht immer wieder auf. Wenn wir versuchten, über die wirtschaftlichen Verhältnisse zu reden, wurden wir von den jungen Besuchern beschuldigt, daß wir ein kapitalistisches Denken hätten. Es konnte um solche Lapalien gehen, wie das Bezahlen einer Tasse Kaffee.

Anarchie bedeutet ja ohne Herrschaft, ohne Macht. Man kann auf verschiedene Weise Anarchist sein. Man kann gegen die Macht in der etablierten Gesellschaft mit allen -auch illegalen- Mitteln kämpfen. Man kann stattdessen der Macht soviel, wie möglich ausweichen und bereits heute versuchen, mit anderen zusammen anarchistisch zu leben. Und man kann sich in erster Linie dafür interessieren, wie eine anarchistische Gesellschaft in der Zukunft leben soll, und wie dies langfristig zu verwirklichen ist. Diese Haltungen können miteinander vermischt sein, aber ich glaube, daß man sagen kann, daß die meisten der Cafégruppe zu der letztgenannten Kategorie gehörten. Das Problem war, daß Personen aus den beiden anderen Kategorien es schwer hatten, mit uns einig zu werden und wir mit ihnen. Die Hippie- Bewegung in den USA und ihr Ableger in Schweden gaben Beispiele für die andere Kategorie Anarchisten, die sofort nach anarchistischen Prinzipien leben wollten.

Die Hippies

Viele der Jugendlichen, die unser Buchcafé besuchten, waren sehr froh über unsere Initiative. Sie schufen eine enthusiastische Stimmung und wollten dabeisein und über das Café bestimmen, was wir sympathisch fanden, aber sie verstanden nicht, daß sie dann auch Verantwortung tragen mußten. Ich erinnere mich an eine "Großversammlung", auf der per Abstimmung beschlossen wurde, daß das Buchcafé den ganzen Tag geöffnet haben soll, anstatt nachmittags und abends, wie wir bestimmt hatten. Ich ergriff das Wort und sagte, daß diejenigen, die dafür gestimmt hatten, sich damit auch verpflichtet hätten, Dienst zu machen. Nicht alle hatten sich das so gedacht und einige, die an diesen Beschluß mitwirkten, sahen wir dann niemals wieder.

Der Verfasser Sven Delblanc, der 1968 Schwedischlektor an der Universität von Berkeley/Kalifornien war, schreibt in seinem Buch "Eselsbrücke" über amerikanische Hippies, daß sie *"mit ihrer Lebensführung protestieren und auf einmal parasitär und aufrührerisch gegen die Gesellschaft auftreten."* Diese treffende Charakteristik paßt auf einen Teil unserer Anarchisten, die übrigblieben, während diejenigen, die unser "kapitalistisches Denken" nicht aushielten, verdunsteten. Sie benutzten das Café als Stammlokal, was genau das war, was wir von Anarchisten erwarteten. Aber sie nutzten es rücksichtslos aus: sie hatten private Feste, ohne sich in irgendeiner Weise an der Pflege des Lokals zu beteiligen, welche ziemlich beschwerlich für uns wurde. Unter diesen Ausnutzern waren zwei eingewanderte französische Künstler in Ausbildung und deren schwedische Freundinnen. Es gab mehrere Künstler und Kunsthandwerker in dieser Szene, was dem Ganzen einen kleinen bohemischen Touch verlieh.

Auch unsere asylsuchenden Schützlinge Daniel und Sergio besuchten das Buchcafé. Daniel war eigentlich eine korrekte Person, für die ich in meiner Erinnerung freundschaftliche Gefühle bewahre (obwohl er mich einmal widerliche Bürgertante nannte), aber Sergio war Berufsdieb (wie wir später erfuhren) und er stahl aus unserer Kasse, wenn die Sozialhilfe, die ich ihm zu bekommen half, nicht ausreichte, weil er Kettenraucher war. Kurze Zeit war Sergio mit einer Schwedin verheiratet, zu der Zeit war es Mode in der schwedischen Linken, daß junge Frauen Barmherzigkeitsehen mit Flüchtlingen eingingen, damit sie in Schweden bleiben konnten. Im allgemeinen waren es Scheinehen, aber Sergio zog mit seiner Frau zusammen, welche ihn allerdings bald hinauswarf, worauf er sich ungefragt im Buchcafé häuslich niederließ.

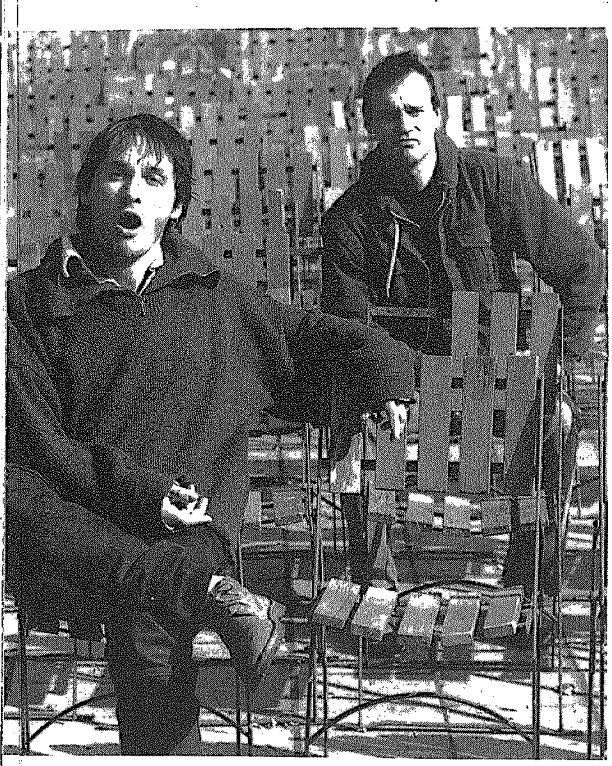


Foto: Wolfgang Müller

Das heißt er übernachtete dort. Ich erinnere mich nicht mehr, wie wir die Sache regelten, als wir es bemerkten, aber das Problem Sergio hatte sich dann schnell erledigt, weil er wieder nach Italien ging.

Andere Sachen, die heimlich im Buchcafé vor sich gingen, waren Haschrauchen und die Anfertigung von Molotovcocktails. Wir von der Cafégruppe erfuhren es erst im Nachhinein. Hasch kann durch seinen Geruch, den es nach dem Rauchen hinterläßt, bemerkt werden (obwohl ich niemals den Unterschied zu gewöhnlichen Tabaksrauch festzustellen lernte). Die Moltovcocktailherstellung verriet sich durch Benzin und Stoffreste in der Küchenspüle. Mir ist nur ein Anschlag bekannt, der mit selbstgemachten Brandbomben und Bellmansgatan 12 als Basis ausgeführt wurde. Er stand in der Zeitung, kein Mensch kam zu Schaden.

Die Uneinigkeit betraf nicht nur die Finanzen und Ordnungsregeln, es herrschten ungleiche Auffassungen, welches Erscheinungsbild das anarchistische Café haben sollte. Wir aus der ursprünglichen Cafégruppe wollten eine seriöse Erscheinung, wir wollten Bücher verkaufen, Studien betreiben, Diskussionsabende mit Gästen veranstalten und so weiter. Andere wollten ein agressiveres anarchistisches Erscheinungsbild; mit schwarzen Fahnen und Symbolen. Wieder andere pfiffen auf das Erscheinungsbild und stellten in ihrer liebevollen Toleranz niemals Forderungen an das Betragen den Kameraden gegenüber.

Viele Male passierte es mir, daß ich von unerwarteten Anblicken überrascht wurde, wenn ich zum Dienst ins Café kam. Einmal lag ein junger, schmuck gekleideter Mann ausgestreckt auf einem der ausgebesserten Sofas, die zur Einrichtung des Cafés gehörten. Er war sturzbetrunken und schlief. Er war ein Bruder einer unserer üblichen Besucher. Meine Reaktion war natürlich: Wir können ihn dort nicht liegen lassen! Ich wurde von eisiger Verachtung getroffen: Gewiß sollte er dort liegen! Ein anderes Mal war es eine junge Frau, die auf einem der Sofas lag. Sie war regungslos. Die Kameraden, die sie umgaben, erklärten, daß sie aus einer Nervenklinik in einer anderen Stadt ausgerissen war. Ich sagte, daß wir Kontakt zu Ihren Eltern aufnehmen müssten. Nein, das sollten wir auf keinen Fall tun, sagte ein Bursche, der sich um sie kümmerte und versuchte, sie auf dem Sofa zu halten. Er erklärte sich als kompetent, sie zu betreuen und zeigte mir Tabletten, die er ihr geben würde. Hinterher habe ich angenommen, daß sie sich in einem akuten Stadiums des Entzuges befand. Ich weiß nicht, wie die Episode endete. Auf eine Art war es natürlich imponierend zu sehen, wie junge Leute sich umeinander in der Not kümmerten, aber für das Erscheinungsbild war das nicht gut. Ein Buchcafé kann ja nicht so eine Art Notaufnahme sein. Oder hätte es so gewesen sein sollen? Dieser Gedanke fällt mir ein; jetzt! Zuletzt hatte ich Angst ins Buchcafé zu gehen. Man wußte niemals, was einen erwartete.

Irgendeine Person aus einer Situationistengruppe, die es in Stockholm gab, wollte uns zu etwas mehr Action im Erscheinungsbild verhelfen und schrieb, mit halbmeterhohen Buchstaben und großzügigerweise mit roter Sprühfarbe: plündern, anzünden auf unsere großen Schaufenster. Darunter stand ein etwas längeres Zitat und unterzeichnet war das Ganze mit Bonnot- Liga, einer Räuberbande aus dem Paris des 19.Jhdts. Ich fühlte mich beleidigt und erniedrigt, als ich stundenlang zusammen mit einem hilfsbereiten Kameraden die Farbe mittels Rasierklinge herunterkratzte.

Der Situationismus war eine extreme Richtung der Linken der 60er Jahre in Europa. Seine Verteter sprachen von der "Macht der Arbeiterräte", waren jedoch meist Studenten. Die Situationisten waren eine Art Anarchisten, weil sie Staat, Bürokratie, Parlament, Bildungssystem, ja praktisch alles in der kapitalistischen Gesellschaft verwarfen. Aber sie nannten sich nicht Anarchisten, weil sie auch alle Ideologien und Ismen verwarfen. Ich habe den Situationismus niemals begriffen. Aber er war insoweit interessant, weil er tatsächlich ziemlich dominierend in der Studentenlinken in Frankreich 1968 war (Daniel gehörte zu dieser Richtung). Auch merkte ich später, als ich mich mit dem Verkauf anarchistischer Literatur beschäftigte, daß Bücher Situationismus weiterhin gefragt waren.

Euphorische Momente

Natürlich bestand nicht alles in Bellmansgatan 12 aus widerwärtigen und blödsinnigen Konflikten. Es gab euphorische Momente, in denen man glaubte, daß das Unternehmen trotz allem funktionierte. Leute von außerhalb kamen herein, weil sie an unserem Buchangebot interessiert waren. Ich erinnere mich an den Journalisten Torsten Ekbom von "Dagens Nyheter", der auf eine Leiter kletterte, damit ihm keine unserer Raritäten entging. Er kaufte dann einen ganzen Stapel Bücher. Der Schriftsteller Ivar Lo-Johansson, der in der Nähe wohnte, kam herein und richtete aufmundernde Worte an uns, jedoch ohne etwas zu kaufen. Und ein damals ziemlich bekannter, extrem moderner Künstler, Karsten Slettemark, schenkte uns ein Gemälde. Dieses Bild wurde zum Trost für mich, daß wir trotz aller Widrigkeit etwas wert waren.

Tröstlich waren auch die wenigen aus der ursprünglichen Gruppe, die durchhielten: Lennart Carlsson, Thomas Fürth, Beda und Knut Ström, Gottfried Lundh, Ted Bergström und einige andere. Olle Bonnier tauchte sporadisch auf und Willy, der Initiator, kam mit seinem Taxi vorbei. Aber oftmals war es einsam und der Mißerfolg schuf Unbehagen. Lennart Carlsson nahmen die Widrigkeiten übel mit. Nachdem das Buchcafé eingestellt war, gab er seinen

Posten als SAC-Hauptkassierer auf und ging in seine Heimat Blekinge zurück um Bienenzüchter zu werden. Er war ein sehr guter Kamerad, der von vielen Syndikalisten betrauert wurde, als er bei einem späteren Autounfall umkam. Der junge Doktorand Thomas Fürth blieb für viele Jahre Freund und Mitstreiter, dasselbe gilt für Knut und Beda Ström.

Gottfried Lundh war unser ältester Teilnehmer. Er war pensionierter Bauarbeiter, einer dieser Pioniere, die die Eisenbahn in unserem Land gebaut hatten. Er war bei den jüngeren sehr beliebt und wurde Gotte genannt. Es war gleichsam beruhigend, einen "richtigen" alten Arbeiter im Kameradenkreis zu haben. Ted Bergström war dagegen der jüngste. Er war zwar nur ein Schuljunge, aber dennoch belesen in der Geschichte und den Ideen des Anarchismus, trotz seiner Jugend ein richtiger Experte. Gleichzeitig spürte Ted ein starkes Bedürfnis "etwas zu tun", nicht nur zu lesen und zu diskutieren. Wir älteren lächelten für gewöhnlich nachsichtig, wenn Ted aufstand und sagte: "Nein, jetzt müssen wir hinausgehen und eine Aktion machen." Schwups war er verschwunden. Teds weitere Geschichte ist interessant. Hoffentlich wird er seine Erinnerungen selbst niederschreiben.

Zu den positiven Erinnerungen gehören auch die Kontakte mit der Bevölkerung, die noch im Slum auf dem Mariaberg wohnte. Man hatte eine Bürgerinitiative gegründet, um die Interessen der Einwohner zu verteidigen. Die Bürgerinitiative wollte eines Abends ein Treffen in unserem Lokal abhalten. Wir halfen das Treffen mit Plakaten bekannt zu machen und ein Schreiben an die Behörden zu verfassen. Das Buchcafé füllte sich, und wir servierten Getränke. Für ein einziges Mal klingelte es anhaltend in unserer altertümlichen Registrierkasse. Das Treffen diskutierte die Rechte der Bewohner oder den Mangel daran. Man wollte ein Recht darauf, daß die Geräumten nach der Sanierung wieder zurückziehen konnten und protestierte gegen eventuelle Pläne, aus Mariaberg ein Reservat für reiche Leute zu machen.

Marie Christine Mikhailov aus Lausanne in der Schweiz war zu Besuch in Schweden und wollte dem CIRA (Internationales Zentrum für Anarchismusforschung) über das Buchcafé berichten. Auch dieses Treffen gehört zu den guten Erinnerungen. Unser Buchcafé funktionierte genau so, wie wir erhofft hatten.

Als positiv kann ich inzwischen auch die Aktivitäten betrachten, die sich in Bellmansgatan 12 im Geheimen, ohne Wissen der verantwortlichen Gruppe, entwickelten. Die Proteste der radikalen Jugend richteten sich im Jahr 1970, wenn man von Vietnam absieht, gegen die noch bestehenden militärischen Terrorregimes in Spanien und Griechenland. Demonstrationen und Aktionen wurden in Zusammenarbeit mit spanischen bzw. griechischen Flüchtlingen durchgeführt. Am 18.Juli 1970 gab es einen großen Krach vor der spanischen Botschaft. Spanische und schwedische Jugendliche protestierten dagegen, daß die spanische Oberklasse den Ausbruch des Bürgerkrieges feierte. Als die elegant gekleideten Damen beim Fest ankamen, wurden sie von den Demonstranten als "putas" (Huren) beschrien. Der Botschafter ließ die Demonstranten zuerst im Garten auf den Rasen sitzen, aber als ein junger spanischer Flüchtling in die erste Etage kletterte und eine rotschwarze Fahne schwang, rief er die Polizei. Es gab einen gräßlichen Krawall mit Widerstand gegen die Polizei, Flaggenverbrennung und allem möglichen. Die spanischen Damen und Herren fanden ihr Fest zerstört, was ja beabsichtigt war.

Schloß

Leider richtete sich die letzte Aktion der Aktivisten gegen uns, die verantwortliche Gruppe. Wir hatten beschlossen, den Betrieb einzustellen und ein Treffen einzuberufen. Ein letztes Mal war das Lokal gut gefüllt. Wir erklärten, daß wir den Betrieb in Bellmansgatan 12 aus ökonomischen Gründen nicht weiterführen konnten und baten die Anwesenden die eigenmächtigen Nachschlüssel abzugeben. Es gab natürlich Proteste und es hagelte Beschuldigungen gegen uns. Während dieser Unruhe, ging etwas vor sich -buschstäblich hinter unseren Rücken. Die Aktivisten hatten einen Schlosser herbeigerufen, der das Türschloß auswechselte. Dann wurde die Tür verschlossen und einer der Aktivisten erklärte höhnisch grinsend das Café für besetzt. Darauf folgte die Plünderung. Die Anwesenden begannen damit, Bücher aus dem Sortiment einzupacken. Aber ich glaube nicht, daß viele daran teilnahmen. Ich glaube mich zu erinnern, daß es mehr geplagte als hohngrinsende Gesichter unter den Besetzern gab. Als sie zum Schluß einsahen, daß der Stillegungsbeschluß unwiderruflich war, schoben sie uns hinaus und verjagten uns. Übrig blieben einige von uns, die im Dunkeln auf der Straße standen, um auf den Schlosser zu warten, der das Schloß noch einmal tauschen durfte.

Das schlimmste bei diesem erbärmlichen Finale war mein eigenes unwürdiges Auftreten. Ich hatte, als ich zum Treffen ging, beschlossen, still zu bleiben und meinen Kameraden das Wort zu überlassen. Aber ich konnte meinen Vorsatz nicht einhalten. Angesichts der Beschuldigungen der Gegenpartei, platzte meine Selbstbeherrschung. Ich sah mich plötzlich dort sitzen und die ganze Litanei der Gegenbeschuldigungen hervorbringen. Ich erniedrigte mich.

Das war der letzte Tropfen in dem bitteren Kelch, der dieses Erlebnis geworden war.

Aus: Britta Gröndahl, Äventyrens ar- Erinnerungen aus drei Jahrzehnten als Syndikalistin, Stockholm 1994

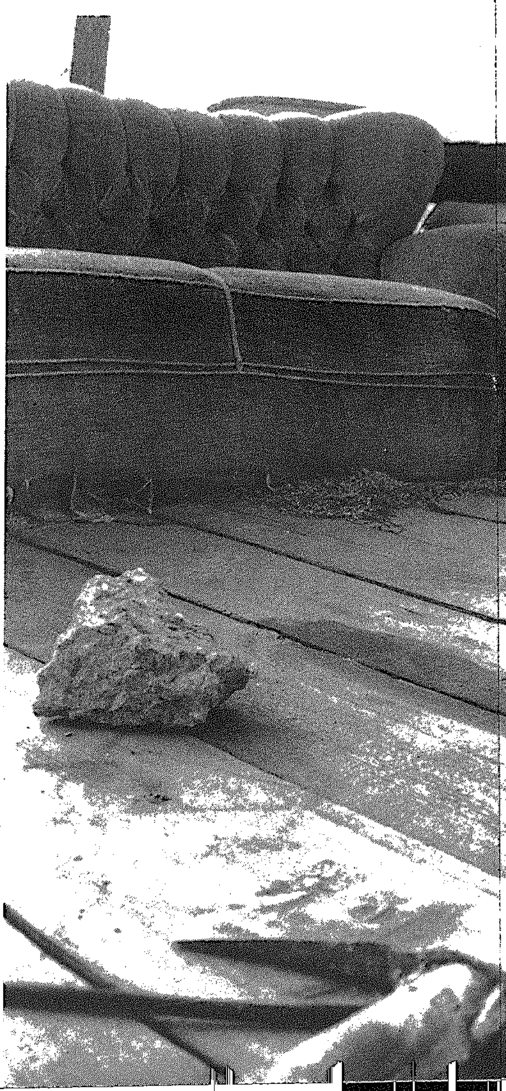


Foto: J.J. Hoffmann

Zehn Jahre DadA Berlin/Köln - DadA jetzt auch im Internet!

Vor nunmehr zehn Jahren haben wir DadA ins Leben gerufen - übrigens genau 70 Jahre nach den berühmten ersten DADA-Auftritten von 1916 in der Spiegelgasse von Zürich. Da wir vergleichsweise unspektakulär, ja bescheiden daher kommen, sind wir leider noch immer nicht ganz so bekannt wie unsere berühmten Namensvettern. Das doppelte Jubiläum nehmen wir deshalb zum Anlaß, noch einmal nachdrücklich auf die Existenz von DadA hinzuweisen.

Was ist DadA?

"Eine Kunst? Eine Philosophie? Eine Politik? Eine Feuerversicherung? Oder Staatsreligion? Ist dada wirklich Energie? oder ist es Garnichts, d.h. alles?"

Raoul Hausmann über Dada in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift "Der Dada" Nr.2, Berlin 1919.

Doch *"Dada ist mehr als Dada"* (ebenfalls Hausmann), DadA lebt!

In leicht abgewandelter Schreibweise existiert DadA seit zehn Jahren als "Datenbank des deutschsprachigen Anarchismus" (DadA) mit dem Ziel, eine möglichst umfassende Dokumentation libertärer Bewegungen im deutschen Sprachraum zu liefern. Damit soll dem Informationsdefizit auf diesem Gebiet entgegengewirkt und eine Grundlage für eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit diesem Teil der Geschichte und Theoriebildung ermöglicht werden. Erfaßt wird das gesamte Spektrum der deutschsprachigen libertären Publizistik in den folgenden Teildatenbanken:

Pressedokumentation (DadA-P)

Mit über 1600 Titeln von den Anfängen um 1800 bis zur Gegenwart ist dieser Bereich annähernd vollständig dokumentiert. Neben Zeitungen und Zeitschriften werden auch Schriftenreihen, Jahrbücher, Kalender, Pressedienste, Kongreßprotokolle, Rundschreiben, Kataloge u.ä. berücksichtigt. Eingang finden auch der anarchistischen Bewegung nahestehende Publikationen, so z.B. die Zeitschriften der Dadaisten. Über die üblichen bibliographischen Angaben hinaus wie Titel, Herausgeber, Erscheinungsort, Erscheinungszeitraum usw. werden auch Besitznachweise von Bibliotheken oder Archiven aufgeführt, um Interessierten die direkte Einsicht in die libertäre Presse zu erleichtern.

Literaturdokumentation (DadA-L)

In Zusammenarbeit mit der Berliner Gesellschaft zum Studium sozialer Fragen e.V. wird auf der Basis des dort vorhandenen Bibliotheksbestandes und einiger Privatarchive die deutschsprachige Primär- und Sekundärliteratur zum Anarchismus einschließlich Hochschulschriften und Fachaufsätze mit einer Kurzbeschreibung und inhaltserschließenden Schlagwörtern dokumentiert. Erfaßt sind zur Zeit mehr als 2.000 Titel, überwiegend aus der Zeit nach 1945.

Nutzung von DadA

Die dokumentierten Informationen können bisher nur über eine Auftragsrecherche genutzt werden. Es ist jedoch geplant, die Datenbank in elektronischer Form (auf Diskette oder CD-ROM) zu veröffentlichen. Bei Anfragen werden spezielle Recherchen durchgeführt und die Ergebnisse als Computerausdruck oder Textdatei zur Verfügung gestellt. Da unser Projekt nur über begrenzte Mittel verfügt, müssen wir (zur Deckung der Selbstkosten) für die Recherchen eine geringe Gebühr erheben. Dies sind zur Zeit 10,00 DM Grundgebühr (incl. zehn Titelnachweise) plus 0,20 DM für jeden weiteren Titel.

DadA im Internet http://www.free.de/dada/index.htm

Seit dem 1.Mai 1996 ist DadA nun auch im Internet (World-Wide-Web) erreichbar. Auf unseren Web-Seiten finden sich detaillierte Informationen zur Geschichte und zum aktuellen Arbeitsstand von DadA, Grundlagentexte zum Forschungsthema und eine Pressegalerie mit ausgewählten Exponaten der deutschsprachigen libertären Presse. Es ist geplant, die Datenbank selbst über das Internet on-line zugänglich zu machen. Einstweilen kann in unserer Literatur- und Pressedokumentation über ein detailliertes Register rercherchiert werden. Die Gelben Seiten informieren über Anschriften, Programme und Profile der libertären deutschsprachigen Buchverlage und Zeitschriften sowie über themenrelevante Bildungs- und Forschungseinrichtungen. In den DadA-News findet sich eine Bücherrundschau (über Neuerscheinungen) und Nachrichten vor allem aus der Anarchismusforschung. Zahlreiche Links (Verweise) führen zu thematisch verwandten deutschsprachigen und internationalen Internetanbietern.

Tretet DadA bei!

In unserer Arbeit sind wir sehr stark auf die informelle Unterstützung durch Archive und die Zeitschriftenprojekte selbst angewiesen. Deshalb möchten wir insbesondere alle ehemaligen und noch aktiven Herausgeber und Mitarbeiter libertärer Periodika bitten, uns Informationen zu ihren Zeitschriften und möglichst die Zeitschrift selbst (zumindest in exemplarischen Ausgaben) zur Auswertung und Archivierung zur Verfügung zu stellen.

Weitere Informationen und Ansprechpartner:

DadA Sektion Berlin
Jochen Schmück
Postfach 44 03 49
12003 Berlin
Tel./Fax: (030) 6 86 65 24

DadA Sektion Köln
Günter Hoerig
Postfach 10 18 18
50548 Köln
Tel.: (0221) 73 05 02

DadA im Internet
- Home-Page: http://www.free.de/dada/index.htm
- E-mail: schmueck@zedat.fu-berlin.de

Günter Hoerig und Jochen Schmück

- Leserbriefe -

Betr.: SF 2/96, Aufstandbekämpfung mit Steuergeldern

Ich finde es gut, daß sich Karl Rössel kritisch mit dem GTZ-Vorhaben auf Bondoc auseinandersetzt. Da ich selber seit 15 Jahren GTZ-Mitarbeiter bin, interessieren mich solche Berichte natürlich besonders. Da ich mich andererseits seit über 20 Jahren als libertären Sozialisten verstehe, möchte ich aber einige kritische Anmerkungen machen.

Die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) ist, neben der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW), die größte deutsche Organisation in der Entwicklungszusammenarbeit. Es werden viele 100 Projekte in über 100 Ländern weltweit durchgeführt.

Darunter sind bestimmt schlechte und bedenkliche, aber auch sehr viele gute. Eine entsprechende Analyse für die Nichtregierungs-Organisationen würde wahrscheinlich ähnlich ausfallen. Karl Rössel sei herzlich eingeladen, sich über die Projekte zu informieren, die ich selber derzeit koordiniere.

Würde die GTZ und auch andere Organisationen konsequent in Ländern, in denen Menschenrechte nicht beachtet werden, ihre Projekte schließen, dann gäbe es quasi keine Projekte mehr. In Ländern, die die Menschenrechte mit Füßen treten, führt auch die GTZ keine Projekte durch. Projekte auf den Philippinen sind generell, im Vergleich mit vielen anderen Ländern, in meinen Augen gerechtfertigt. Es kommt eben auch darauf an, wem ein Projekt hilft. Insofern ist die Kritik an dem Bondoc-Projekt sicher begründet.

In der GTZ arbeiten viele Menschen, die sich gerade wegen ihres sozialen Engagements für diese Art der Tätigkeit entschieden haben. Mir ist es ebenso gegangen und ich habe diese Entscheidung bis heute nicht bereut. Im Gegenteil, ich finde in der GTZ weit mehr interessante und engagierte Menschen als in vielen anderen Bereichen. Und die Mehrzahl dieser Menschen übt ihre Tätigkeit verantwortungsvoll aus.

Da es sich aber auch um einen Beruf handelt, wird dafür ein Gehalt gezahlt. Die Gehälter der GTZ-Zentrale in Eschborn liegen im Rahmen dessen, was auch an anderer Stelle für solche Tätigkeiten gezahlt wird.

Im Ausland werden international übliche Zuschläge gezahlt und die Steuerfreiheit ist keine Erfindung der GTZ, also auch nicht den AuslandsmitarbeiterInnen anzukreiden. Es ist deshalb unfair, Artikel über Entwicklungshilfe durch Gegenüberstellung von den reichen Experten mit verarmten Zielgruppen emotional in eine bestimmte Richtung zu lenken. Ich möchte die AnarchistInnen sehen, die für ein 30-40jähriges Berufsleben in der Entwicklungszusammenarbeit auf dem jeweiligen Niveau der Länder leben, in denen sie gerade arbeiten.

Um es noch einmal klar zu stellen: Ich bin dafür, Entwicklungszusammenarbeit kritisch, sogar sehr kritisch zu sehen. Ich bin aber dagegen, diese insgesamt zu verdammen. Bei der kritischen Auseinandersetzung sollte deshalb klar sein, daß es neben schwarzen auch weiße Schafe gibt (wie immer die Farben interpretiert werden). Dies gilt im übrigen nicht nur für die GTZ, sondern für alle anderen in diesem Sektor tätigen Organisationen.

Stephan Krall

Kleinanzeigen (20.-)

Graswurzler, 40, verh., sucht Kontakt zu libertären Personen / Gesprächs- und/oder Aktionsgruppen im Raum München und Oberbayern. *Tel. 08151-73716*

Suche Material oder Hinweise über:
1). die Zeitung "Der Koloniale Freiheitskampf" (Organ der Liga gegen koloniale Unterdrückung und Imperialismus). Erschienen mtl. etwa 1926-1933 in dt, frz, engl. und arabisch.
2) Fritz Danziger, Lucy Peters, George Lansbury, Theodor Lessing, Alfons Goldschmidt, Georg Ledebour, Helene Stöcker (dt. Friedenskartell).
3) Dt. Sektion (u.a.) der "Ligue de Defense de la Race Negroe (Liga zur Verteidigung der Negerrasse), Hauptsitz in Paris, gegründet ca. 1930 in Berlin, Friedrichstr.24.
Zuschriften bitte an: *Mojtaba Kolivand, PF 3873, 76023 Karlsruhe*

Zeitschriftenschau

blätter des iz3w, Nr. 215
Schwerpunkt: Religiöse Sinnstiftung in der Moderne: Neue Religiosität in der modernen Welt * Instrumentalisierung der Religionen in Indien * Missionierte Frauen in Lateinamerika * Die jüdische Orthodoxie im modernen Staat * Protestantischer Fundamentalismus in den USA * Essay * **Weitere Themen:** Kommentar, Berichte und Analysen zu Zentralasien * Brasilien * Philippinen: Bondoc * Tibet- und Kurdistan-Solidarität * Entwicklungstheorie * Rezensionen
Einzelpreis: DM 8.-; **Bezug:** iz3w, Pf 5328, 79020 Freiburg

ila, Nr. 198
Schwerpunkt: Candomblé * Geschichte der Sklaverei in Brasilien * Schwarzer Widerstand * Die dynamische Struktur der Welt der Orixas * Gespräch mit Dieter Fohr * Candomblé und privater Raum * Die Maes-de-Santo behandeln die Kranken als Produkt ihrer Umwelt * Eguns * Interview mit Babalorixá Marcelo de Xango * Geschlechterverhätnisse im Candomblé * Entstehungsgeschichte * **Weitere Themen:** Kommentar, Berichte; Interviews und Analysen zu Guatemala * Kolumbien * Tochter Anna Seghers * Mario Correa Tascón * Brasilien-Solidarität * Chiapas-Kongreß * Theologie der Befreiung * Rezensionen
Einzelpreis: DM 8.-; **Bezug:** ila, Oscar Romero Haus, Heerstr. 205, 53111 Bonn.

Lateinamerika Nachrichten, Nr. 266/67
Schwerpunkt: Neoliberalismus * Argentinien * Chile * Jamaica: 2 Jahrzehnte Strukturanpassung * Bolivien: Reformprojekt der Participación Popular * Brasilien * Debatte * **Weitere Themen:** Kommentar, Berichte, Interviews und Analysen zu Agrarreform * Sozialpolitik * Habitat 2 * Biodiversität / Gentechnik * FAO Konferenz * Rezensionen * Kritik
Bezug: LN-Vertrieb, Gneisenaustr. 2a, 10961 Berlin